



79. Band. Vierzigster Jahrgang. Oktober 1897—1898.
Erscheint wöchentlich.

Preis vierteljährlich 5 M. 50. Mit Postzuschlag 5 M. 75.
Verleger: Ernst Schuber in Stuttgart.

Inhalt: „Von zarter Hand“, Roman von Johannes Richard zur Megebe (Fortsetzung). — Die Hinführung von Götterd. — „Götter überall“, Gedicht von Wilhelm Arminius. — Zur Bilanz des Bundes, von H. E. — „Siam“, von Martha Wenzel. — Bilder. — Das moderne Heilungsmittel, von W. Kollmann. — Spruch, von W. Eiler. — Recepte vom Pflanz-

markt, von W. zur Megebe. — Poësie: Tament, von Otto Prutz. — Ju werten Bildern. — Koch. — Musik. — Kunst. — Literatur. — Paraphrase. — Kunsthistorische Besprechung. — **Abbildungen:** Margerite, nach einem Gemälde J. K. H. der Prinzessin Pauline von Württemberg. — Momentaufnahme J. K. H. der Prinzessin Pauline von Württemberg.

berg. — Villa, nach dem Gemälde von G. v. Haack. — Standbild, nach dem Gemälde von Otto Gebler. — San Martin della Patagonia und das Waddale-Tanorama, Originalzeichnung von W. Jens Zimmer. — Kaiser-Tempel, nach dem Bild von Karl Fournier. — Aus Grillands Leben; Bilder aus Nigier, nach Momentaufnahmen von Hans Wertzner in Senegal-Bezirk.

Von zarter Hand.

Roman

von Johannes Richard zur Megebe.

III.

Canarienvogel ausgenommen, besitze ich eine liebenswürdige Schwäche für alles warmblütige Geseier: wie's meiner Gräßlichkeit zukommt, hauptsächlich für Pferde und Hunde.

Nun hatte mich eines Tages der Welttel gefaßt, und ich dummelte über die ewig schwankende Weidendammer Prude. Unser Berlin hört da auf, trotz Reiz und der verräucherten Garde-Infanteriesäerne. Die Häuser sind hoch, und die Friedrichstraße ist noch breit — aber es sind im besten Falle Porer in Zivil und Studenten ohne Couleur, die ihn wandeln.

Aber nach eleganter Welt gelüftet mich auch nicht. Ich will Trübsal klaten! Das kann ich ausgezeichnet zwischen diesen himmelhohen Mietstolernen, auf dem schmutzigen Asphalt mit den geschäftigen Menschen, die mich gar nicht interessieren. Nicht nach dem Reuers der glänzenden Medaille Berlin zieht's mich, sondern nach der nivellierenden Alltäglichkeit der Häuser und Menschen. Hier bin ich wirklich allein. An der Auguststraße verschwindet das Monocle in der Weltentafel — was ich sehen will, sehe ich jetzt besser ohne Glogas. Am Rosenthaler Thor geniert mich der Lackfabrik — er paßt so wenig in diese häßlichen Straßen und zu dieser hastenden Menschheit wie der nachlässige Planensschritt und mein Hut von Dabig.

Ich gebe schneller. Doch das entspringt mehr wohlwollender Feigheit. Denn seit fünf Minuten leucht hart neben mir auf dem überleuchtenden Straßendamm ein magerer Fiechhund. Er zieht auf quieschendem Wagen die übliche Briquettabladung; die Zunge hängt ihm aus dem Halse, und in den matten Augen liegt ein grauhiger Stimmfium. Ich sehe, wie die eingefallenen Klanten schlagen und die Rippen sich schärfer unter dem dicken, zottigen Felle abzeichnen — ich sehe auch, wie der ruhige Kerl an der Deichsel dem clenden Tiere mit dem plumpen Abfage in die Weichen tritt, weil's nicht schnell genug geht — ich höre, wie das Tier aufbeult in der seligen Empörung des Sklaven. Es ist eine einsame schmale Gasse, aber die wenigen Menschen, die uns begegnen, bleiben kopfschüttelnd stehen, ärgern sich. „Nimm dir in acht, du Hundeschinder!“ — Und als Antwort lacht der halbbetrunkene Schutz gemein auf. „Ich kann doch mit meinem Hund anfangen, was ist Luft habe. — Los du!“ Und wieder hebt sich der gemeine breite Fuß, und der Hund leucht schärfer mit gebogenen Rücken und gesenktem Kopfe. Ich bin auch empört, und ich stelle mir mit wollüstiger Grausamkeit vor, wie ich den rohen Fuhrmann totpeitschen lassen würde,



Morgentritt. Nach einem Gemälde J. K. H. der Prinzessin Pauline von Württemberg.

wenn's im vorigen Jahrhundert wäre und er mein Leibeigener. Aber ich th' nichts! Ich sehe auch nur verflochten nach der Seite, aus Angst, der Kerl könne an meinem Lackstiefel und an meinem Hut Anstoß nehmen. Die Bitterung ist ganz richtig; der Plaqueur ist hier wie in Feindesland. Endlich wird mir's zu ekelhaft. Ich bleibe an einem Laden stehen, einem häßlichen, verhauchten Laden, wo sich die Arbeiter ihre bunten Hemden und die Fleischer-gesellen ihre Sonntagsschläpfe holen. Jehu Schritte davon ist die große Verkehrsader. Und der Hund soll sich erst im Gedränge verloren haben, bis ich weitergehe. Ja, du bist ein ganzer Aristokrat, Graf Caron!

„Ich siehe noch keine Minute, da höre ich Stimmen. An der Straßendeck ist ein Auflauf. Ich denke an meinen Lackstiefel und will schleunigst wieder umkehren. Ich th' nichts, ich springe ohne Besinnen auf den Knäuel los — ich habe eine Stimme gehört, eine Damensstimme: „Mein Herr, Sie verdienen getreten zu werden, wie Sie diesen Hund treten.“ — Es ist tabellofes Deutsch, doch fremder Accent.

Aber im Augenblicke ist der Graf Caron gewekt; er weiß auf einmal, was er sich schuldig ist, thun muß. Er denkt nicht mehr an seinen Lackstiefel, seinen Hut — nicht einmal an den Groll, den ihm die schmierige, gaffende Menschheit gönnt, während er sich rüchellos durch sie durchdrängt bis zu dem Hundegesäß. Da sieht Asta Le Fort mit ihren tiefgrünen Augen, hoch ausgerichtet, vornehm — und keine Spur von Bosheit! Durch den Dunst von Fasel und Tabak und abgetragenen Röcken bin ich zu ihr durchgedrungen.

„Gnädiges Fräulein . . .“

„Herr Graf!“

Und da höre ich schon das höhnische Lachen, das drohende Sturren, das dem Lackstiefel gilt und dem Edelmann. Die Menge drängt heran. Ich fühle instinktiv den Haß der Armut, der Arbeit, des gemeinen Müßigganges. Ein paar abschafte, widerwärtige Nachgeschreier sehen mich frech an — ich wäre verloren, wenn mich diese Gentlemen um Mitternacht so anstarrten. Aber ich habe keine Spur von Furcht, nicht einmal für meine Zähne, die ich mir so ungen zerrümmern ließe.

„Was will der denn? — 'n ehrlichen Arbeiter anpreisen? — Schlagt doch die Was dot!“

Aber dagegen erheben sich beruhigende Stimmen, die wirklich mitleidigen Menschen, die man in Berlin überall findet. „Verhaut lieber dem Fuhrmann — der hat der arme Luder von Hund sonst jemenen Kujonier!“

Das rothe, beschmutzte Gesicht des Mannes verzieht sich zu einem gemeinen Lachen, der brutale Kiefer schließt sich vor. „Kommt man 'ran — ich verhaue euch noch alle!“ Dann packt er wieder die Deichsel: „Weg fell!“ — Pfeift dem Hund — das leuchtende Tier legt sich wieder in die Stielen mit dem seligen Wobeln des Kröpfelns. Sie weichen von dem schnapsduftenden Kerl zurück — ich auch. Asta Le Fort nicht.

„Mein Herr, Sie werden bleiben, bis ein Polizist gekommen ist!“ Sie hat den helfenden Sonnenschirm fest gefaßt — eine komische Pose, die aber hier nicht komisch war. Sie hätte ganz gewiß zugeflogen.

Da brüllt der ruhige Kerl auf: „Wat wollen Sie, Sie alle . . .!“ Er schlenderte der stolzen Asta das erniedrigendste Schimpfwort ins Gesicht. Sie verstand's wohl kaum, aber erriet vielleicht den Sinn und wurde totenblau. Ein Pseudo-Elegant mit einem Cylinderrand und schmutzigen, verbrochenen Mägeln johlte Beifall. Aber Graf Caron hat plötzlich seine Diplomatie, seine feine Wäsche, die eigne elegante Kraftlosigkeit vergessen. — Ich habe den Führer blühschnell gepackt an der Gurgel, mit einem Griff mir unverständlicher Kraft, und schleuderte ihn über seinen Hund hinweg auf den Straßendamm. Er erhebt sich torfelnd mit einem Fluch und greift nach seiner Kohlenkappe. . . Ich wäre hinüber gewesen. . . Für den Aristokraten regte sich hier keine Hand. Da schiebt die Menge auseinander. Eine Faust packt mich am Kragen, der ich mich zu entwinden suche. Einmal war die heilige Germandad zur rechten Zeit erschienen, wenn sie auch den Falschen gefaßt hätte. Anfangs hielt der Schuttmann mich für den Stroch. Es ist die alte Geschichte von dem winzigen

äußerlichen Unterschied zwischen Ronde und Demi-ronde. Der Gentleman neben mir zum Beispiel war trotz des Cylinders und des falschen Diamanten in der roten Strawatte so ein verworfenes Subjekt und mir in der Leidenblässe noch über.

„Wer sind Sie?“

Darüber gab nun meine Visitenkarte sehr befriedigende Aufschlüsse. Die uniformierte Gerechtigkeit maß mich noch mit kurzem Inaugustorenblick, wechselte darauf die Tastil und versicherte sich des Fuhrmanns. Die Hunde-Angelegenheit wurde notiert, der gänzlich unbeschädigte Graf bedauert. Die Sache wäre eigentlich erledigt gewesen. Aber die eigentliche Gelbin des Strafenkampfes war nicht zufrieden. Sie verlangte, daß dem Hundebesitzer die Disposition über das mißhandelte Tier entzogen würde. Darin ist aber der Staat anderer Meinung. Wer seinen Hund unter vier Augen langsam zu Tode anläßt oder ihn genüßvoll erschlägt, thut es direkt unter dem Schutze der Gesetz. Daraus verhandelte sie mit dem Brigadefuhrmann. Sie wollte das Tier kaufen, bot fünfzig, hundert, hundertundfünfzig Mark — schließlich, was er wollte. Aber der Kerl spielte nur heimtücklich aus einer blutunterlaufenen Augen-Gee und erwiderte nichts. Der Hund war keine zwanzig Mark wert, auch nicht dem Manne — aber der tödliche, brutale Trost hätte selbst einer großen Summe gegenüber standgehalten. Das Tier erlt mal im Stalle haben und dann mit zugebundener Schnauze so lange zu hauen, bis es zusammenbricht — das war sein tödlicher Vorzug, woran wir ihn nicht hindern konnten. Der Schuttmann suchte die Adjektiv und salutierte dem Grafen. Der Hund leuchtete mit seinen Wangen weiter. Asta Le Fort sah dem schmutzigen Gefährten nach, erst, fast finstler. Auch ich hatte meine Gedanken, als ich das hochbeinige Tier in der Menge verschwimmen sah und sich der Führer noch einmal argwöhnisch umdrehte. „Armes Tier!“ sagte sie leise. „Was hab' ich dir nun gemacht? — Ach, die Welt ist so albern.“

Ja, die Welt ist albern, schöne Asta! — Und albern ist auch Graf Caron, der in dieser Situation nicht mal den selbstverständlichen Gedanken denkt: wie schön wäre es doch, dein uraltes blaues Blut durch dies junge reine aufzuerstehen und die zerrütteten Finanzen durch die guten neuen Millionen! Nein, Graf Caron denkt das nicht. Er ärgert sich über sich selbst, seine Schlappeheit — und daß die schöne Asta wieder in Berlin ist. Das sind so Stimmungen, über die er sich nicht klar werden kann. Ich glaube: Graf Caron ist ein Sempel. Denn Asta Le Fort ist wirklich schön, zwar etwas zu herb, etwas zu sicher. Aber wie er jetzt mit ihr wieder in menschenwürdigen Straßen wandelt, empfindet er doch den Hauber dieser vornehmen Gestalt und dieses königlichen Nackens. Niemand würde bei Gräfin Asta Caron nach dem Stammbaum zu fragen wagen! — Aber er mag sie nicht, er denkt weder an eine Vernunft noch eine Liebesheirat mit ihr; er hat vielleicht Angst vor dem königlichen Nacken, vor dem er sich doch untertänig beugen würde — und die Millionen reizen ihn bei jeder Frau, bei Asta Le Fort nicht.

Die Herrschaften gehen schweigend. Graf Caron sehr elegant, sehr blasirt; wir sind ja ein kaum glaublich vornehmer Graf — und Asta träumt. Von einer Fürstentronne? Von dem mißhandelten Hunde? Ich glaube, von dem Hunde, denn die Lippe ist so herbe geschlossen. Endlich führt Graf Caron die Verpflichtung, etwas Geschehendes zu sagen. „Sind gnädiges Fräulein nur vorübergehend in Berlin?“

Gnädiges Fräulein erwachen. „O nein, Herr Graf. Wir werden vermutlich lange hier bleiben.“ Pause. „Und wie kommen gnädiges Fräulein gerade in diese Gegend?“

„Ich war bei meinem Onkel.“ Sie kann auch lächeln, reizend lächeln, Asta Le Fort. Und auf einmal wird sie gesprächig. Es ist ein Bruder ihrer Mutter, nicht alt, nicht jung, aber kräftlich, mitgenommen vom Tropenfeber und einer sehr ernst genommenen ärztlichen Thätigkeit in englisch Indien. „O, er hat niemals an sich gedacht, wie er auch heute noch nicht an sich denkt!“ Sie sagte das so vornehm-einfach, als wenn sich das bei einem Arzte von selbst verstände. Der Menschensfreund ist übrigens nicht verheiratet, besitzt eine reizende Villa an der Obersee, und da bekanntlich auch Millionäre nie

genug bekommen, ist er in der Familie als Erbtöfel hoch angesehen. Neugierig auf den Onkel bin ich nicht, aber ich bin ihm gewissermaßen dankbar, weil er den einzigen Schlüssel zu dem Herzen und dem Lächeln Asta Le Forts zu besitzen scheint. — Die Le Forts sind schon seit vierzehn Tagen hier, bewohnen einen Palazzo hoch im Westen und sehen Berlin aus vornehmer Perspektive durch die goldene Brille ihrer Millionen und ihrer englischen Unselbsteit an. Gleichzeitig erlebe ich an dem Zeughaufe, wo wir eben sind, ein Wunder: ich werde mit einer ganz leichten Reizung des königlichen Nackens zu einem Besuche aufgefordert — sogar heute, sofort. Fräulein Asta fügt mit halbem Lächeln hinzu, daß sie ihrer Mutter ihren Netter präsentieren möchte. Und im Augenblicke bedauert sie auch alles wieder. Ich seh's an dem matt werdenden Grün der rätselhaften Augen, einem hochmütigen Jucken um den Mund. Sie sind wirklich rätselhaft, diese grünen Augen. Einer Aixe gehören sie nicht — sie sind fähler, ernter — doch muß ich immer an die smaragdgrüne See denken. Was bergen diese Augen? Flaches Watt — oder bodenlose Meerestiefe? Ich weiß es nicht. Jetztzeit reizen sie mich nur. Und gerade weil Asta Le Fort im Grunde ihres Herzens meinen Besuch nicht wünscht, gehe ich mit. Sonst hätte ich es sicher nicht gethan.

Natürlich bewohnen diese Ausländer einen ausgehuchten Hofbesitz. Sie ist mir so neu, so elegant, so traditionslos, diese weiße Häuserfront der Händelstraße, und Le Forts Haus ist das traditionsloseste. Des Tiergartens junges Laub nicht ihm fast in die Fenster. Aber ist's Abneigung gegen die Emporkömmlinge, blasser Reiz gegenüber dem Reichthum — auch die rauschenden Wipfel haben für mich etwas Dreifertiges, Gemachtes. Der freie Wald mit seinen verschwiegene Laubgängen, seinen gelben Reitwegen, den ich schon als Student an meiner thüringischen Halbblutlinie so poetisch fand, ist es nicht. Aber en avant, Graf Caron! Es ist ja die Welt der Vornehmheit, des Reichthums, die sich vor dir aufthut! Und allmählich beginne ich mich auch daran zu gewöhnen.

In dem graufähigen Bestäub mit dem harten Zementboden und der Renaissance-Vaterne aus Schmeldeessen hallt auch der leichte Lackstiefel feierlich — dann auf diesen Läufer lautlos die breite Treppe in die Höhe, an dem bunten Miesentaster vorüber, durch das gedämpfte Licht in breiter Woge das pompejanische Rot der Wand überflutet, aber kalt auf den blanken Messingknöpfen des Geländers glänzt. In der ersten Etage halt. Das leise Schillern der elektrischen Klingel — ein schwarzer Diener öffnet geräuschlos. In dem ewig dümmrigen Berliner Entree das gelbe, flackernde Gaslicht, die schwere Lu eines fensterlosen Kammes. Im Hintergrunde strahlt sich eine Flügelthür. Madame Le Fort, Fräulein Ethel sind zu Hause, nur das Nilpferd von Vater auswärts, Gott sei Dank.

Liebendwürdig überreicher Empfang im Salon, natürlich Kokos, die spielend leichte Armut einer längst verlaufenen Epoche voll grenzenlosen Leichtsinns und geistreicher Täuschel — hier aber neu, in fallchem Goldglanze schimmernd, eine Laune der Mode in dieser Miesvilla mit schlechtem Stuck, imitiertem Marmorlamina. Und die Königin des Schlosses, Madame Le Fort, die Dame mit der charakterlosen glatten Linie! — Wie lächerlich die Tradition des Verfallers Schlosses, des ahnenstolzen Königtums bei diesen Fremden, die keinen Namen, keine Geschichte haben und nur auf ihrem Geldsack thronen, der auch keine Geschichte oder eine schmutzige hat. Aber Peau d'Espagne schwebt als weicher Dunst über den hellgelben Atlasbezügen. Dieses Parfium beruhigt mein empörtes Standesgefühl etwas. Peau d'Espagne hat Vergangenheit, hat Geschichte. . .

Erst war's langweilig — ein vorichtiges Ausfragen zwischen mir und Madame.

„Werden Sie wieder nach Niende gehen, Herr Graf?“

„Nein, gnädige Frau, ich glaube kaum.“ Ich werde mit etwas kühler Höflichkeit behandelt, ungefähr so, wie Jaronit — natürlich mit der gewissen Nereve, die der Graf und der Attadé auch dieser Weltbame auferlegen. Die kleine Ethel ist herzlich, sie fragt sogar nach dem kleinen Vientenan und erntet dafür einen blaßblauen Blick der Mutter.

„O Mama, er war so natürlich,“ verteidigt sie ihn.

„Aha sitzt auf dem Taburett am Fenster und studiert das leichtbewegte Laub drüben, das seine netzigen Lichter bis auf unsern Stabeichenboden wirft. Von meiner Heldenthat erwähnt sie nichts; ich bin ihr dankbar dafür. Dagegen thut die Mutter den Kleinen mit einer unnaheahmlichen Handbewegung ab: „Sehen Sie, Herr Graf, solche Leute muß man sich beiseiten abgewöhnen. Sie würden sonst zu dringlich. Es bedarf doch seines besonderen Scharfblickes, um zu wissen, daß dieser junge Mensch nichts ist und wahrscheinlich auch nichts werden wird. Ich liebe so etwas selbst bei Bekanntschaften nicht. Diese Leute sind dann wie die Ketten, und man thut gut, es ihnen klar zu machen. Es ist ja auch nur Anstandsbesitz. Man erpact ihnen dadurch eine größere Entschädigung — und ich glaube, dieser Herr von Jaromir thut an sehr thörichten Gedanken keinen Mangel.“ Dabei warf sie einen halben Blick auf die Kornblumenfee, die den Kopf zurückwarf und mit den Füßchen ärgerlich wippte.

„Er war doch nett! Und wenn ich ihn je wiedersehen sollte, spreche ich ihn ganz gewiß an, bloß um ihm zu zeigen, daß es mir ganz gleichgültig ist, ob einer reich ist oder nicht. Aber ich werde ihn wohl kaum je wieder treffen...“ Tragisch erschien das dem reizenden Blondtopfe gar nicht.

Madame zuckte darauf leise die Achseln. Ich räusperte mich bisfret. Ich hatte gar keine Lust, Jaromirs Hiersein zu erwähnen. Die Abfage galt genau so gut auch dem Grafen Carén. Seine Liebe wird der kleine Mann schon vermindern, und je eher, je weniger er eine Ahnung von der Nähe der Geliebten hat. Im Augenblicke reizte mich aber diese kluge Weltbude doch etwas. Wir sind hier in Deutschland und nicht in den englischen Kolonien, wo nur die Millionen gelten — und ein Graf Carén ist noch jetzt unter Brüdern eine Thalermillion wert. Ich brauche nur zu wollen, und ich habe irgend eine fabelhaft reiche Fabrikantentöchter...“

Dann belustigte mich die Geschichte wieder. Ich sprach sogar über meine eigenen Verhältnisse mit der halben Offenheit, die Ernst ist, aber ebenjogut Scherz sein kann. Die Gnädige lächelte dazu. Sie hat so ein hübsches, inhaltloses Lächeln, das einen sehr höflich ganz über Bord wirft. Nur die grünäugige Aha wurde aufmerksam und sah zu mir herüber. Sie lächelte auch — und so nett, wie ich's dem herben Munde gar nicht zugetraut, wenn sich's um meine Veniaheit handelt. „Sie treiben Scherz mit uns, Herr Graf...“

„Und wenn es kein Scherz wäre, gnädiges Fräulein?“

„So würden Sie mir leid thun. Ohne Geld sind Sie verloren.“ Es war keine Elogie, es war die bittere Wahrheit, die ich sehr gut verstand.

Ich verteidigte mich aber. „Gnädiges Fräulein, ich habe mein erstes juristisches Examen gemacht; ich spreche zwei fremde Sprachen perfekt. Wenn alle Stränge reißen, könnte ich noch Rechtsanwalt werden oder auswärtiger Korrespondent.“

„Als Graf Carén?“ Sie sah mich ernst an... „In Amerika vielleicht — hier nicht.“

Sie hatte wieder recht, aber die Mutter blinnte ihr zu. Und als ich über den aufgefundenen Blick mit einem ganz leisen Stirnrunzeln quittierte, lächelte sie wieder weltgewandt. „Die Herrschaften werden sich noch labellen...“ Der Herr Graf wird nie in diese Verlegenheit kommen!... Aha mit ihren neunzehn Jahren weiß noch gar nichts von der Welt und thut immer so.

Dabei kam mir der Kanarienvogel meiner Tante in den Sinn. Und da der Galgenhumor mein Freund ist, erzählte ich die ganze Erbchaftsangelegenheit, mit einer grotesken Verzerrung natürlich. Madame sah mich eine Sekunde fallenstarr an: „Aber das ist ja kurios, Herr Graf...“ Ein Kanarienvogel steht zwischen Ihnen und einer Millionenerbchaft?“

„Ganz gewiß — sogar zwischen mir und einem eventuellen Vorkaufersposten.“ Die Kornblumenfee lachte: „Herr Graf — ein Kanarienvogel!“

Mir macht es Spaß, dieses lächelnde Aufdecken meiner Karten — ein diplomatischer Trick wie jeder andre, denn die Wahrheit glaubt man uns zuletzt. Ob mich freilich Madame nicht durchschaute?

Sie blieb sich ganz gleich in ihrer kühlen Lebenswürdigkeit. Amüsiert war ihr die seltsame Geschichte

natürlich auch. „Wird der Kanarienvogel noch lange leben?“ fragte sie leichtsin. Sie sah dabei mit ihren blauen Augen über mich hinweg.

„Wenn's nach mir geht: nein —“

„Aber...“ „Ja man mißtraut mir aufs äuerste. Lola wird bewacht wie ein gekrontes Haupt — und wenn ich einen Gewaltstreich wage, werde ich einfach enterbt.“

Madame Le Fort schwieg lange. Darauf lachte sie plötzlich laut auf: „Es ist eine zu kuriose Geschichte! Sie mystifizieren uns gewiß, Herr Graf.“

„Ganz gewiß nicht.“

„Dann müssen Sie mich aber mit der alten Dame bekannt machen. Das ist ja ein Original! So was interessiert, und ich bilde mir ein, mich für Psychologie zu interessieren.“

Darauf konnte ich nur lachen. Meine Tante, die sich in ihrer Villa freiwillig eingelagert hatte samt Besorger und Kanarienvogel, mit dieser Ausländerin bekanntmachen! Madame hat seltsame Begriffe von der Schildkröte. — Ich erklärte ihr die Unmöglichkeit.

Die Gnädige blieb lebenswürdig handhaft: „Dann zeigen Sie sie uns wenigstens. Wie heißt sie? Wo wohnt sie?“ So geschieht auch die Sache maskiert war, sie begann wirklich ein Interesse an meiner Tante und an ihrem Kanarienvogel zu empfinden. Warum — das wissen die Götter. Meinewegen? — Ihr könnte es doch sehr gleichgültig sein, ob ich reich oder nicht. Es ist eben wieder mal die unausstehbare Neugierde des Weibes und dann der Zweifel an meiner Wahrhaftigkeit. Sie will wissen, ob Graf Carén aus Abficht läßt oder aus Verne.

Wenn ihr übrigens so nach der Wahrheit geküßelt, braucht sie bloß von elf bis zwölf Uhr vormittags in den Zoologischen Garten zu gehen. Da ist die Schildkröte in einem Art Krankenhause vor der Vogelabteilung. Warum sitzt sie eigentlich nicht am Löwenkäfig? Ich hätte da doch immer die stille Hoffnung, daß eines Tages ein König der Tiere ausbräche und sie zu meinen Gnüssen verschlänge. — Madame habe ich lächelnd die Gelegenheit verraten. Aber wenn sie wirklich auf ihrem Scheine besteht, wird sie einen netten Scheu erleben. Die Schildkröte wird entweder um Hilfe freieren oder sich wortlos hinter ihren Panzer verziehen. Ich glaube nun, daß Madame überhaupt nicht an die Attacke denkt und alles nur lebenswürdige Phrasen ist.

Nachdem die Vogelangelegenheit unter dem hellen Lachen der Kornblumenfee und eifigen Schweigen der grünäugigen Aha beendet war, empfand ich die gesellschaftliche Kühle des Le Fort'schen Hauses wieder besonders unangenehm. Ich erhob mich auch zur rechten Zeit. Denn eben hörte ich das Klappern im Nebenzimmer stampfen.

Dankbar bin ich dem Schicksal für die Aufreißung dieser Beziehungen nicht. Wenn sie wenigstens einen großen Gesellschaftskreis hätten mit millionenreichen Ganschen... Ah, lieber Louis, du bist fabel! Du hast trotz unzähliger Liebelien dein Herz noch nicht entbezt, wirst es wahrscheinlich nie entbeden — und doch graut dir vor dem Gedanken, des Geldes wegen zu heiraten.

Ich erlebe jetzt fortgesetzt Wunder. Jaromir war bei mir mit den dreihundert Mark, obgleich vierzehn Tage seit der Sendung vergangen sind. Zuerst war ich etwas verdutzt — er ließ sich nicht mal melden — und trug noch immer das Stammgarnjackett mit dem Atom Glanz an den Ellbogen. Aber ein kleiner müttiger Kerl ist er doch — anständig auch, und wenn er noch hundert Ehrenscheine hätte verfallen lassen! — Hat mein Geld ganz zur rechten Zeit bekommen, den Geber sofort erraten und nasse Augen getriegt, wie er mir ganz freimütig gehand. Eine Stellung irgendwelcher Art hatte er noch nicht, dagegen noch gerade fünfzehn Pfennig zu seinem Teller Suppe. — Er will das Geld nicht andrängen, aber er fühlt sich ganz unwillkürlich mit den dreihundert Mark in seiner Brusttasche. Und er thut darum etwas ungeheuer Freches, geht geradezu zum ersten Direktor einer Lebensversicherungsbank, ohne Empfehlung, ohne Einführung: „Von Jaromir. Haben Sie eine Stellung in Ihrem Hause frei, die ein Offizier a. D. ohne Vorkenntnisse ausfüllen könnte?“

Der etwas feilmeine, stark englische Herr sieht ihn darauf sehr kühl an. „Haben Sie Referenzen?“

„Nein.“

„Sind Sie früherer Offizier oder Offizier a. D.?“ Jaromir wird der Kopf heiß. Man behandelt ihn ja so casuallo und hat ihm nicht einmal einen Stuhl angeboten. Aber er bezwingt sich und sagt mit markierter Gentlemanhaltung: „Selbstverständlich das letztere...“ Sie können meine Verabschiedung im Armeeverordnungsblatt Nr. 7 nachlesen.“ Der Direktor, der sich damit vergnügt hat, seine langen Nägel zu polieren, legt das eisenbeinerne Instrument hin, fixiert Jaromir scharf und macht eine ganz leicht einladende Bewegung nach einem Stuhle. Jaromir versteht das absolut nicht, wird noch dienstlich in der Haltung.

Darauf sagt der angelierte Herr beinahe gesellschaftlich: „Wollen Sie nicht Platz nehmen, Herr Lieutenant?“ Sehr heisse Verbeugung des Meinen, leichtes Räuspern des Direktors. — „Ja, sehen Sie mal... eine Stellung hätte ich schon...“ Aber meine Erfahrungen mit früheren Offizieren sind sehr äble. Die Herren haben nur Anprüche, leisten sehr wenig. Natürlich ist mir einer mit dem Vorkaufse, den ich ihm aus Gutmütigkeit gab, einfach durchgegangen. Zwei Tage später traf ich den Herrn in der Frühstücksstube von Borchardt... Kannte mich natürlich nicht. Ich hätte ihn vom Fleck arreterieren lassen können — aber wegen der paar Thaler, das ist zu unfaßlich.“

Jaromir erträgt die herbe Wahrheit, auch den sehr geschäftlichen Ton und erwidert: „Ich verstehe vollkommen Ihr Mißtrauen. Aber wenn ein jeder so denken wollte, wie Sie, könnte ein verabschiedeter Lieutenant überhaupt gleich Verbrecher oder Steinklopfer werden.“

Der Herr lächelt etwas ironisch. „Könnten Sie gegebenenfalls irgend eine kleine Kaution stellen?“ Jaromir zittert vor Freude, fragt aber ebenso geschäftsmäßig: „Und wie hoch sollte die sein?“

Der Direktor lächelt noch ironischer: „Hundert, zweihundert Mark... so etwa, was ungefähr einem Monatsgehälte meiner jüngsten Angestellten entspräche.“

„Ich kann Ihnen sogar eine von dreihundert Mark stellen.“ Und Jaromir zieht das Geiwert mit meinen Scheinen aus der Tasche.

Ich erzähle das alles so wieder, wie's mir der Kleine sehr anschaulich mit Worten und Ausfällen gegen die Haute finance erzählt hat.

Und der Direktor, der in dem Meinen wohl den guten Fond erkannt hat, lächelt wieder — diesmal aber lebenswürdig. „Wir wollen uns keine Komödie vorspielen, Herr von Jaromir. Das mit der Kaution war bloß ein Trick, um Sie los zu werden. Jetzt aber bin ich bereit, Sie zu engagieren — probeweise natürlich — mit einem Gehälte von achtzig Mark. Das ist freilich sehr wenig. Auch an der Art des Arbeitens dürfen Sie sich nicht stoßen. Sie werden vorläufig mit sehr untergeordneten Schreibern beschäftigt werden. Sind Sie einverstanden?“

Selbstverständlich ist Jaromir einverstanden. Achtzig Mark sind ihm zurzeit ein Vermögen, ein riesenhaft großes Kapital, und zum Schluß magt er einen Hauptcoup. Er sagt: „Mit den dreihundert Mark, Herr Direktor, das ist auch Komödie! Ich würde sie Ihnen nie gegeben haben. Sie gehören nicht mir — ein sehr weitläufiger Bekannter hat sie mir aus Mitleid, und weil er selbst sehr reich ist, heute zugestrichelt. Aber ich will kein Almosen.“

Und da sieht man wieder, wie absolute Ehrlichkeit doch immer ihren Lohn findet. Denn der Direktor steht auf, schüttelt Jaromir die Hand und sagt: „Das ist offen, das freut mich! Sie haben die Abficht, ehrlich zu arbeiten, und für solche Leute soll man thun, was man kann. Sie sind ja noch jung, können sich vielleicht brillant in die Verhältnisse hineinleben... und in jeder Branche kann man mit Glück und eifernem Fleiß auch heute noch ein Vermögen verdienen.“

Jaromir ist also engagiert, hat ganz ungebeten einen Vorkauf von hundert Mark bekommen, und der Himmel hängt ihm voller Segen. An die kleine Ethel denkt er nun erst recht. „Warum soll sie mir unerreichbar sein? Ich kann Generalagent, Direktor werden — ich kann so viel verdienen, daß sie nichts zu haben braucht und doch auf Summirätern fahren kann, wenn sie Lust hat.“

Ich lächle ob der Phantasia — aber es ist ein



Von unten gesehen.

Stierherde auf der Weide bei Gengenau am Rhein.

Die Anzahl französischer Weiler.

Von unten gesehen.

Stierherde bei Gengenau am Rhein, im Hintergrund die Weide bei Gengenau am Rhein.

Die Weide bei Gengenau am Rhein, im Hintergrund die Weide bei Gengenau am Rhein.

Stierherde bei Gengenau am Rhein, im Hintergrund die Weide bei Gengenau am Rhein.

Stierherde bei Gengenau am Rhein, im Hintergrund die Weide bei Gengenau am Rhein.

Reisen der Prinzessin Pauline von Württemberg.

welmütiges Lächeln. Er wird nie Generalagent oder Direktor werden; er wird die nächsten zehn Jahre wahrscheinlich nicht so viel verdienen, wie seine Stornobüchse für ihre langen Marscheiler Handfläche braucht. Soll ich nun heute sein Glück voll machen, indem ich ihm sage, daß die Geliebte hier ist, ihn wiedersehen möchte? Das wäre grausam. Die Kleine liebt ihn nicht, wird ihn gewiß nicht betraten. Sie ist wahrscheinlich ein kleiner lechter Puppenkopf, der die Arbeit und die Armut gar nicht versteht. Ich verstehe ja auch weder das eine noch das andre. Ich sitze in Lackstiefeln und grünen Strümpfen vor dem Kleinen auf meinem Fauteuil und lächle freundlich. Das Lächeln ist süß. Ich dürfte viel eher heulen. — Dem gehört nun von uns beiden die Zukunft? Dem kleinen Mann, der müßig in den Strom springt und zu dem andern Ufer sich durchkämpft — oder dem, der wie ich thatenlos am Ufer stehen bleibt, obgleich er genau weiß, daß auch ihn der Strom fassen, hinabziehen wird, langsam — langsam — aber bis auf den Grund?

(Fortsetzung folgt.)

Die Bindekunst.

von Gustav Heida.

Wer denkt wohl, wenn Freudentage, Verlobung, Hochzeit, oder auch traurige Tage düstige Blumenpendeln in reicher Zahl ins Haus bringen, wer denkt dann wohl daran, sich weiter mit den Wesen der Bindekunst zu befaßen? Wohl werden die künstlerischen Blumenarbeiten mehr oder weniger bewundert, aber wie viel Arbeit und Mühe, Kenntnis und Kunstsinne erfordert, eines dieser leider so schnell vergänglichen Kunstwerke zu schaffen, und noch wichtiges Glied in dem heutigen Kulturleben die Bindekunst überhaupt ist, davon haben wohl die wenigsten eine Ahnung.

Zu einer wirklichen Kunst ist die Bindekunst heute emporgestiegen, zu einer schönen, anmutigen Kunst. Der Bindekünstler bedient sich nicht mit kaltem, trocknem Stein oder mit Farben, Del und Terpinin abzumischen, die bunten, duftenden Blumen, fadenartige Blätter und Zweige sind sein Werkstoff. Und der echte Künstler weiß sein duftiges Werk so zu gestalten, daß es eine gar köstliche Sprache zum Herzen redet und Freude und Liebe, Trauer und Trost ergreifend auszudrücken vermag.

Die Blumen, die Blumen- und Raubgewinde stehen mit dem Leben der Völker aller Zeiten in enger Verbindung; dem römischen und griechischen Sieger würdte der Lorbeerzweig, der Ägypter befrängte die Götterbilder mit der dem Christ und der Isis geheiligten Lotusblume, und die ersten Christen schmückten die Grabstätten der Märtyrer mit Blumenkränzen und Palmzweigen. Bei den Nachkommen der Römer, bei den frühlichen Umzügen der Griechen, bei den Frühlingstagen der Germanen und den frühlichen Festen des Mittelalters, überall wurden Blumen- und Raubgewinde zur Erhöhung der Freude und der Feier in reicher Menge verwendet. Besonders bei den Nachkommen der Römer wurde der Blumenschmuck bis zur größten Verherrlichung verwendet. Die Hochzeiten und die bedienenden Knaben und Sklaven schmückten sich mit Wein- und Eshurkränzen, oftmals ruhten die Tafelnden auf einem Kuschel aus lauter Rosenblättern, oder ein Rosenregen ergoß sich über die Festtafel und die darum Ruhenden. Es ist bekannt, daß bei einem Gaismahl des Nero für 600000 Mark Rosen verwendet wurden.

Wenn man auch heute eine solche Verherrlichung nicht mehr getrieben wird, so werden dennoch ungeheure Summen, die sich aber mehr unter die verschiedenen Klassen der Bevölkerung verteilen, für Blumenschmuck ausgegeben, dabei wird aber auch ein viel ästhetischerer und künstlerischerer Schmuck geschaffen.

Wenn heute eine Neuzüchtung in Blumen erscheint, so wird zuerst ihr Wert als Schnittblume geprüft, wie denn ein großer Teil der Handelsgärtner sich vorwiegend mit der Kultur von Schnittblumen und Bindegrün befaßt. In den Wintermonaten gelangen eine Unmenge von Blumen aus Italien und dem südlichen Frankreich zu uns herüber, so daß ganz ansehnliche Summen durch die Bindekunst in Umlauf gesetzt werden und Tausende und Abertausende ihr Brot dabei verdienen.

Natürlich wird auch die Bindekunst von der Mode beherrscht, und wenn auch fast alle Blumen, die sich in Farbe und Form zu dieser Verwendung eignen, zur Verarbeitung gelangen, so werden doch immer einige Arten mehr oder weniger von der Mode begünstigt. Keine Blume ist zu kostbar, um als Werkstoff für eine Blumenzusammensetzung zu dienen, und wenn früher die Blüte einer tropischen Orchidee als ein kleines Blumenwunder angesehen wurde, so sehen wir jetzt ganze Sträuße dieser seltenen Blüten in den Blumenarbeiten. Die Nachfrage nach Orchideen ist sehr groß, und es giebt Züchter, die besonders Häufler zur Schnittgewinnung derselben anlegen. Früher hielt

man die Kultur der tropischen Orchideen für überaus schwierig, und ist dies bei einigen Sorten auch wirklich der Fall, bei vielen aber bereitet dieselbe doch nicht so sehr große Schwierigkeiten, obgleich eine genaue Kenntnis der Kultur der verschiedenen Arten durchaus erforderlich ist.

Wunderbar schön sind auch die tropischen und subtropischen Secreten, in Form untrer herrlichen weichen Secrose (Nymphaea alba) gleich, aber in den farthen bunten Farbtönen, vom blauen bis zum tiefen Rot, in duftigem Gelb und jarem Himmelblau — duftende Mädchenblumen, geheimnisvolle Blüten, geeignet wie keine andere, zu einem Blumenbüschel genunden zu werden. Woher aber soll der Bindekünstler diese jarten Kinder nehmen, die doch ihre glänzenden Tellerblätter und leuchten Blüten nur in stets warmem Wasser entfalten? Nun, der Gärtner scheidet auch vor solchen Ansprüchen nicht zurück, und so werden Warmhäuser gebaut, deren Inneres statt der Pflanzenbeete einen mit warmem Wasser gefüllten Teich hat, in dem diese Wasserpflanzen lüthig blühen. Hier werden die Blüten geschnitten, um wohlgeruchig diese Reize nach den Bindegeschäften anzutreten, aber, o weh! die Blumen schließen ihre Reize und sind auf diese Weise kaum mehr zu verwenden. Aber auch hier wieder ein Triumph. Einige Tropfen eines hierfür besonders zusammengestellten chemischen Präparates, auf das schwammige Gewebe des Blütenbodens geträufelt, verhindern das Schließen der Blüten.

Und so finden wir die japanischen Lilien in ihren wunderrollen Formen, Farben und Zeichnungen, das japanische Chrysanthemum mit seinen eigenartigen Blumen, die durch die Kunst des Züchters in immer wieder neuen Formen und Farben herorgebracht werden, wie die leuchtende Blüte der Calla in ihrer fadenlosen Weiße, ja sogar die schwarzpurpurne Blüte der sogenannten Trauercalla (Arum sanctum), einer Verwandten der bekannten Calla, und viele andre seltene und kostbare, buntgefärbte und duftende Blumen in den Arbeitsräumen der Bindekünstler sorgfältig aufbewahrt, um durch sorgfältige Hand zu allerlei Formen zusammengestellt zu werden und hinauszuliegen, hier duftende Gerüche, dort Trost zu bringen, dort die Sprache der Liebe zu reden.

Manchmal ist es auch eine Sorte einer artenreichen Blumenart, die die Mode und die Laune des Publikums begünstigt, eine Blüte, vielschneidet, um dann wieder zur alltäglichen Verwendung zu gelangen oder ganz wieder vom Blumenmarkt zu verschwinden. So zum Beispiel die großblumige, weiße Fieberblüte „Mrs. Sinks“, eine Blume von großer Schönheit, die als Neuzüchtung noch wenig angeboten, in den allerfeinsten Blumenarbeiten verwendet und gut bezahlt wird, jetzt aber, infolge des Massenangebotes, wohl noch sehr viel gebraucht wird, aber nur ganz geringe Preise erzielt.

Wird heute die Gardenie, morgen die Orchidee begünstigt, so bleibt doch die Rose unbeschnitten die Königin in dem Blumenreiche, und Sorten wie die wunderbar gefornate rosa La France, die vollendet schöne, gelbgelbe Markhall Niel oder die neuere, rahmweiße Kaiserin Augusta Victoria, eine deutsche Züchtung, Sorten von wunderbarem Bau und herrlichen Farben, erhalten sich lange als bevorzugte Lieblinge.

Auch das Pflanzengrün findet jetzt viel mehr Verwendung in der Bindekunst als früher, und in feinsinniger Anwendung wirkt es nicht minder wie die herrlichsten Blumen. Die jartgefärbten Zweigbüschel in der Frühlingzeit, die jarten Farben der buntblättrigen Gehölze im Sommer oder das in wunderbaren Farben leuchtende Herbstlaub, das Koniferengrün in allen Farbtönen, vom lichten Gelb bis zum tiefen Braun und matten Blaugrün, alles das wird zum Erzielen auffälliger oder jarter Farbmischungen benutzt. Auch hierin kommt immer wieder Neues in den Handel, so daß darin eine ebenjo reiche Auswahl zur Verfügung steht wie bei den Blumen, so die kräftigen Weiden untrer heimischen Farne und die jarten der tropischen, die bunten Blätter der verschiedenen Warmhauspflanzen und das duftige Gerand des Jierparagel. Dieser Jierparagel in seinen verschiedenen Arten ist in der That ein Werkstoff, wie er anmutiger nicht gedacht werden kann; hier liegt er wie jarte, grüne Schiefer über dem Blumengebäude, dort windet er anmutig seine Ranken über die festlich gebaute Tafel oder durchzieht wie duftige Wellen den strahlenden Kronleuchter. Kaum hat diese liebliche Pflanze sich eingebürgert, so ist auch schon wieder eine andre da, die sich zu gewissen Zwecken noch besser eignet: Lygodium japonicum, das in anmutigen Wellen gefälliger Form sich duftig verwenden läßt.

Ein eigentümliches Spiel des Zufalls ist es, daß das Hauptgeschäft in der Blumenbinderei und den damit verwandten Zweigen, Blumen- und Pflanzendecorationen, in eine Zeit fällt, wo bei uns braunen kein Blatt mehr grünt, kein Blümlein mehr blüht. Gerade zur Winterzeit, wenn Eisblumen ihre seltsamen Plattformen auf den Fensterscheiben aufstrecken, dann geht es in den Bindegeschäften am lebhaftesten zu. Es sind die Winterfestlichkeiten, die Weihnachts- und Neujahrsfeste, vielfach die auf diese fallenden Verlobungen, die erhöhte Anforderungen an diese Geschäfte stellen. Wo aber um diese Zeit die Blumenmenge vernehmen? Zwar werden in den Gewächshäusern der deutschen Handelsgärtner in großer Menge die Blumen

getrieben, aber diese reichen doch bei weitem nicht aus, den großen Bedarf zu decken, und so müssen das südliche Frankreich und Italien ihre Blumenstücke liefern. Zwar dürfte die heimische Blumentreiberei immer mehr und mehr zunehmen, zumal die deutschen Schnittblumen viel gesucht sind als die eingeführten, sie sind, obwohl teurer, auch viel vollkommener, aber ganz wohl muß die Zukunft aus dem Süden nicht embecht werden können. Nelken, Weichen, Rosen, Heide, Verbenen, Narzissen, Anemonen, Margueriten, Goldblat, Orangenblüten, das ist der duftende Inhalt der aus dem Süden kommenden Sendungen, die an den Haupttagen, wie Weihnachten und Neujahr, massenweise an den Hauptplätzen des Blumenhandels eintreffen.

Während hier die Winterwärme tosen und im Freien die weiße Schneedecke alles Pflanzenleben leise deckt, blüht und duftet es an den Blumengehäusen, an der Riviera, in Nizza, Bordighera und wie diese Blumenstädte und -Bläse alle heißen, aber von der Bitterung und Temperatur sind auch sie nicht unabhängig. Wenn dort die Tage gar zu milde und warm sind, dann scheidet die Entwicklung der Blumen zu rasch vorwärts, so daß zur Hauptbeharbeitung die meisten Blumen, die zu dieser Zeit verfertigt werden sollen, verblüht sind, und so wird alles geschnitten und verpackt und kommt in zu großen Massen zur Ansicht auf den Markt. Wenn nun auch bei uns, wie in diesem Jahre, ein so milber Winter herrscht, so kommen die Blumen vielfach in weichen, unbrauchbaren Zustände an, und es kann geschehen, daß trotz der Ueberfülle von Blumen ein Mangel an brauchbarer Ware eintritt und die Blumenzüchter drüben über schlechte Zeiten zu klagen haben. Wie bei allem, was zur Jetztzeit in Massen hergestellt wird, eine Ueberproduktion hervortritt, so auch bei der Schnittblumenkultur, und wie hier schon der selbstmäßige Abbau von Blumen betrieben wird, so befaßt sich im Süden bereits der kleine Bauer mit der Heranzucht von Schnittblumen. Dies hat denn auch den Erfolg gezeitigt, daß die Preise so sehr gedrückt sind, daß niemand bei diesen Kulturen die erhofften Reichthümer finden wird.

Daß die Liebe zu den Blumen und die Verwendung derselben bei Festlichkeiten noch heute recht große Summen in Umlauf bringen, das sehen wir an dem Blumenverbrauch in den großen Städten. Berlin verankauft während der Palla- und Festzeit im Winter in einer einzigen Woche für Pallasträuße und -Sträußchen, für Ausschmückungen der Festräume mit Blumen, Topf- und Kabeipflanzen über 700000 Mark.

Wie bereits angedeutet, ist die Ausschmückung von Pflanzendecorationen und Ausschmückung von Festräumen ein wichtiger Teil der Blumenindustrie und erfordert einen feinen Kunstsinne und immer wieder Ausschlag neuer Ideen. Daß dabei auch häufig Geschmackslosigkeit, die trotzdem nachgehakt werden, unterlaufen, ist bei der Sucht nach Neuem und Originellem nur natürlich. So werden in America auf der Festtafel Blumenläufer hergestellt, die in bunten Arabesken und Figuren sich über die ganze Länge des Tafelendes breiten. Hierzu werden die Blumenblätter fein zerhackt, nach Farben geordnet, und aus diesem zerhackten, des Duftigen und Anmutigen beraubten Material die Tafelverzierung zusammengestellt. Von einem „rosenfarbenen“ Einer einer berühmten Schauspielerin in Paris erzählte die „Bindekunst“, ein seit Jahresfrist ersehntes Buchblatt, das sich nur den Interieur der Bindekunst zuwendet: die Damen waren geübt, in rosa Kleidern zu erscheinen, die Salons waren mit rosenfarbenen Blumen, Rosen und Nelken geschmückt, die Lampen hatten rosa Schirme. Die Tafel war geschmückt mit kleinen rosa Chrysanthemen, die von den Stielen gepflückt und in Wasser auf den Damast des Tischdeckes gelegt waren. Daß das Tafelgerät, die Gläser, die Tafelaufsätze, kurz alles, was sich auf dem Tisch befand, wie auch die Sitzgelegenheiten, das Eis und die Cremes dieselbe Farbe hatten, daß auf jedem Teller ein mit rosa Band gebundenes rosa Sträußchen lag, braucht nicht erst erwähnt zu werden. Ob die Laune dem rosafarbenen Aufzug entsprechen sollte, wurde nicht erwähnt, höchstens war es der Fall. In London ist die Blumenliebhaberei ebenfalls eine sehr große, und man findet dort eine sehr hübsche Verwendung für die bei Festlichkeiten, zum Beispiel bei Trauungen in den Kirchen verwendeten abgehackten Blumen und nach der Feier noch frischen Blumen. Viele werden in die Kranzschleier oder zu Geisteslichen zur Verteilung an arme Kranke gebracht, auch viele Weiber von Treibhäusern verwenden ihren Ueberflus an Blumen auf diese hübsche Weise. Wie viel Trost und Lebenshoffnung mögen diese Blumenpendeln in die Herzen der Kreislosen und Leidenden bringen!

Wie ist doch die Technik des Bindens — wie der Nachmann diese Kunst benennt — eine andre geworden! Früher die abgehackten Tellersträuße, jede Blume an Draht gebunden oder mit Draht durchstochen oder gar, wie es nach der Einführung des biesigen Blumenbrautes geschah, die Blumen an dünne Stäbchen gebunden, und heute die lockeren, duftigen Sträuße, aus denen an langen Stielen die Blüten umbestehen, frei wie die Blüten hervorwachsend. Langstielige Blumen, das ist das Lösungswort der Binder für die Schnittblumenzüchter, und darum wird auch mehr herrlichen Freilandstandes wieder zu Ehren gekommen; sie sind mit ihren schönen, farbenprächtigen Blüten auf langen, bei

vielen fast dreifachen Stielen so recht dazu angethan, den großen Anforderungen des heutigen Vindenschnittes zu entsprechen. Es genügt dem Jücker aber nicht, daß die Natur ihm freiwillig das Gekochte bietet; dort wo sie mit langen Stielen sparlich ist, will er sie zu keinem Willen zwingen, und so sehen wir oft Rosen auf schlanken Stielen von einhalb Meter Länge. Der Traht kann aber nicht ganz entbehrt werden, und besonders bei Blumenstücken, die eine Unterlage aus aneinandergefügteten Mästen haben, oder bei solchen, deren Form in solcher Art gebildet ist, muß jede einzelne Blume noch an Traht befestigt werden. Die letztere Art von Blumenarbeiten nennt der feinsinnige Binder Blüthenarbeiten, und diese sind ihm ein Grenz; aber der Geschnittene in verchieden, und so verlangt der Künstler manchmal wunderbare Soden. Ein Baumstamm aus Mästen hergestellt, zur Verlobung eines Baumeisters, eine Cognackflasche, vielleicht für einen Keisenden in diesem Artikel, oder ein Stöckchen, alles das aus Mästen geblüht oder mit solchen ausgeblüht, das gehört zu dem manchmal Begehrten.

Das sind hohe Auswüchse der Vindelkunst; betrachten wir aber ihre oft wirkliche Kunstwerke darstellenden Erzeugnisse, wie erquicklich werden dann diese auf Auge und Herz. Hier bei einem Kranze die feine Abmahlung der Farben, goldenes Gekoch, immer in mattere Töne übergehend, um in tiefes Braun auszufallen, und dazu ein zartfarbiges Violett verwendet; oder eine Blumenstaffelei, den Wächsermaßen umrankt von leichten Laub- und Blumentänzen, und auf der mittleren Fläche ein Blumenstrauß, als hätte eines Mästers Fingeln ihn hingezaubert.

Wenn sonst bei allen, was die Menschen zum Erwerb erregen, eine Ueberfüllung vorhanden ist, so mangelt es bei der Vindelkunst an tüchtigsten Kräften, und hier dürfte der gebildetste, einen Erwerbsszweig findenden Frau noch ein Feld offen stehen. An Bindern und Vindelrinnen ist zwar durchaus kein Mangel vorhanden, aber die meisten derselben werden fabrikmäßig ausgeblüht, und wenn ein Geschäftsinhaber oder eine Geschäftsinhaberin nach einer ersten Kraft sucht, so gelingt es ihr selten, das zu finden, was sie für ihr Geschäft braucht. Die geringeren Kräfte werden als Vindelrinnen, wie diejenigen bezeichnen werden, die die Blumen mit Traht versehen und das Vindelgarn bereiten, verwendet, so daß der Vindelmeister nur abliege, ihren Anstehen bei der Zusammenstellung von Blumenstücken zu enthalten.

Es sind wohl auch vielfach männliche Personen in den Vindelgeschäften thätig, und manche leisten geradezu staunenswerthes, aber es ist doch die richtigere Aufgabe für eine zarte und geschickte Frauenhand, die Blumengebilde zu düstigen Werken zusammenzustellen. Und bei der Ausschmückung von Möbeln und Festmahlen und der Festabend wird wohl auch die Frau stets das Richtigerere treffen; es ist gerade ihr Gebiet, wo sie zu malten versteht, sie wird es so anzuwenden wissen, daß stets bei aller Pracht das Trauliche nicht fehlen wird.

Als Frauenenwerb wird auch der Beruf der Gärtnerin vielfach in Betracht gezogen; das ist aber ein anstrengender und mühsamer Beruf, dem sich nur starke, kräftige Personen widmen sollten. Ein gärtnerischer Betrieb verlangt eine feinsinnige und umsichtige Leitung, eine Kenntnis auch der Feinheiten der unterschiedlichen Arbeiten. In der Vindelkunst aber wird die Frau einen ihren Kräften, Kenntnissen und Neigungen entsprechenden Beruf finden, und je mehr die ersten Vindelrinnen aus den gebildeteren Ständen hervorgehen, desto mehr wird diese Kunst emporblühen und damit auch das Ansehen der Künstlerinnen. Wie viele gebildete Frauen giebt es, die sich in diesem Fach emporgearbeitet haben und Keiterin und Vindelrinnen der angehörenden Vindelgeschäfte geworden sind.

Hauben überall.

Die Zeit des ersten Schnees im Jahr,
Was ist die nährlich doch, fürwahr!
Alles, was lustig gewesen auf Erden,
Will nun plötzlich ehbar werden.
Wird ich zu Liebchens Fenster hinaus,
Ha, wie steif sieht's draußen aus!
Selbst der lustigste Drach' am Gestrauf
Hat eine schläfrige Haube auf.
Der Weise „zum Hütschen“ nicht mehr laßt,
Weil ihn ein Köpfler zum Doherrn macht.
Roland, der Nieß, ruft: „Seht, meine Hauben,
Müß' an die hohe Berücksicht' glauben!“
Schwillt auch der Butterjüngfer Kamm:
„Heißt nicht Junger mehr, bin nun Madam!“
— Ach, ich hör's und seh's — wie dumm,
Behaut und bezopft sieht alles herum!
Über Hüfte thu' ich schneiden,
Und Hauben — Hauben kann ich nicht leiden!
Wie ich zum Liebchen ich vor mir sehe,
Kachende Grübchen ich vor mir sehe,
Und es flüßet: „Wiß doch ein Peter!“
Und es flüßet: „Ein arg verdreht!“
Denn, mein großes Hüschen, erlaube,
Bringt ja mich selber unter die Haube!“

Wittem Arminius.

Zur Pflege des Hundes.

Wenn uns heute auch jene weitgehenden heilich-gemüthlichen Beziehungen, die den Menschen früherer Tage mit der Tierwelt verbanden, abhanden gekommen sind, so liegt doch in einem jeden Brust eine gewisse Teilnahme für untreu-vermeintlich „sprachlos“ Mitgeschöpfe. Allerdings dürfte sie oft in einem wenig rühmlichen Eigennutz begründet sein, der es bis auf den heutigen Tag auch verhindert hat, dem Tier irgend einen subjektiven Rechtsanspruch auf Schutz und Schonung zu gewähren. Rohheiten und Brutalitäten aller Art sind ja auch in den zivilisierteren Ländern noch an der Tagesordnung; indessen macht sich in weiten Kreisen auch ein ehrenliches Streben geltend, nicht nur bei sich eine vernünftige Haltung und Pflege der eigenen Tiere anzustreben, sondern auch durch Mithilfe von Vereinen den argsten Ausschreitungen und Grausamkeiten entgegenzuwirken. Dazu gehört aber vor allem, daß man sich mit den Bedürfnissen und Gemüthsstimmungen des Tieres bekannt mache, sich in sein Gemüthliches einen Einblick verschaffe, seine Sprache und Gebärden kennen lerne.*

Ein Tierbesitzer muß auch ein verständiger Tierliebhaber sein, das heißt, er muß stets die rechte Mittelstraße zwischen Härte einerseits und Bergeltung andererseits einhalten wissen, und dazu sollen ihm die nachfolgenden Winke einen gewissen Anhalt geben. Wir beschränken uns dabei auf den Hund, der die meisten Liebhaber zählt und, obwohl am längsten mit uns vertraut, trotz alledem den meisten Mißgriffen ausgelegt ist. Mutatis mutandis gelten diese Bemerkungen aber auch für die Katzen, die Hühner und alles, was da frecht und flucht und den Menschen überantwortet ist, damit er sich als solcher, nach Goethe, daran erweise:

So ist der Mensch,
Gottschand und gut,
Dem was er liebt,
Unterthut ihn
Und allen Wesen,
Die wir tunnen.

Tafel ein gutes, reichliches, saug- und feuchtigkeitstheeres Lager für alle Tiere erste Bedürfnis ist, haben schon mehrere Behörden anerkannt, indessen ist verordnet, daß beispielsweise für Hühner, außer einem Tränkegefäß, im Winter und bei schlechtem Wetter ein Unterlagebrett mit Schutzbedeckung mitzuführen ist. Es sollte sich jeder human denkende Mensch, besonders aber die Mitglieder der Tierchutzvereine, zur Pflicht machen, überall auf die Einföhrung und Nachachtung dieser Verordnung zu Gunsten jener pflicht-treuen und arbeitstüchtigen Tiere hinzuwirken.

Eine zweifelhafte Ernährung kann die Behörde aus nachstehenden Gründen nicht vorzeichnen. Indessen scheinen die Besitzer, nach dem Ansehen der Tiere zu urteilen, in der Mehrzahl einzuwirken, daß ihr eigenes Interesse für eine gute Ernährung der Hunde spricht. Unsaubere werden es in dieser Beziehung oft nicht besser haben, insofern jede Verfehlung gegen das richtige Maß gleich unangenehme Folgen nach sich zieht. Junge Hunde sind mit sechs Wochen unbedingt von der Mutter zu trennen und auf eigene Fäße zu stellen. Man lege ihnen dann täglich drei- bis viermal in einem weiten Napf laue Milch vor, die nach einigen Tagen zweifelhafte mit Hosenmilch, abwechselnd mit Gerstenmehl, zur Pflicht machen, überall auf die Einföhrung und Nachachtung dieser Verordnung zu Gunsten jener pflicht-treuen und arbeitstüchtigen Tiere hinzuwirken.

Eine zweifelhafte Ernährung kann die Behörde aus nachstehenden Gründen nicht vorzeichnen. Indessen scheinen die Besitzer, nach dem Ansehen der Tiere zu urteilen, in der Mehrzahl einzuwirken, daß ihr eigenes Interesse für eine gute Ernährung der Hunde spricht. Unsaubere werden es in dieser Beziehung oft nicht besser haben, insofern jede Verfehlung gegen das richtige Maß gleich unangenehme Folgen nach sich zieht. Junge Hunde sind mit sechs Wochen unbedingt von der Mutter zu trennen und auf eigene Fäße zu stellen. Man lege ihnen dann täglich drei- bis viermal in einem weiten Napf laue Milch vor, die nach einigen Tagen zweifelhafte mit Hosenmilch, abwechselnd mit Gerstenmehl, zur Pflicht machen, überall auf die Einföhrung und Nachachtung dieser Verordnung zu Gunsten jener pflicht-treuen und arbeitstüchtigen Tiere hinzuwirken.

Eine zweifelhafte Ernährung kann die Behörde aus nachstehenden Gründen nicht vorzeichnen. Indessen scheinen die Besitzer, nach dem Ansehen der Tiere zu urteilen, in der Mehrzahl einzuwirken, daß ihr eigenes Interesse für eine gute Ernährung der Hunde spricht. Unsaubere werden es in dieser Beziehung oft nicht besser haben, insofern jede Verfehlung gegen das richtige Maß gleich unangenehme Folgen nach sich zieht. Junge Hunde sind mit sechs Wochen unbedingt von der Mutter zu trennen und auf eigene Fäße zu stellen. Man lege ihnen dann täglich drei- bis viermal in einem weiten Napf laue Milch vor, die nach einigen Tagen zweifelhafte mit Hosenmilch, abwechselnd mit Gerstenmehl, zur Pflicht machen, überall auf die Einföhrung und Nachachtung dieser Verordnung zu Gunsten jener pflicht-treuen und arbeitstüchtigen Tiere hinzuwirken.

bringenderen Fällen zwei bis drei Löffel Ricinusöl; dagegen vermeide man durchaus alle andern Mittel, als Schwefelblüte, Seifenwasser und Bergelien.

Mehrmaliges Baden in der Woche ist den Hunden ebenso heilsam wie angenehm. Man kann es bei der Nähe eines Flusses und bei trockenem Wetter vom Mai bis tief in den Oktober fortsetzen, ferne aber danach für kaltes Abtrocknen durch Abreiben oder Spritzen- und Kauten-respektive Apportierenlassen auf benachbarten trockenen Stellen. Man lasse die Hunde freiwillig ins Wasser gehen und zwingt sie nicht oder werfe sie gar hinein; man macht sie dadurch nur wasserföhrig; dagegen helfe man durch auktungs nicht zu weit in den Strom hineingeworfene Stöcke oder Bretchen ihre Jagdhaltigkeit beizogen. Beim Baden — stets in lauem Wasser mit Bürste — vermeide man die Seite! Das Fell bleibt, besonders wenn diese Regel von Anfang an beobachtet wird, viel länger rein. Versteigt man noch andre Pferde, so lege man lieber ein paar Löffel dreiprozentiger Karbolsäure hinzu (die Augen dabei zu schützen!).*) Dasselbe Mittel wenn man auch beim Reinigen der Ohren an, besonders wenn das Tier durch häufiges Schütteln eine Affektion dorthin angeht.

Vor allem gewöhne man den Hund an sorgfältiges, mindestens allwöchentlich vorgenommene Durchkämmen. Dasselbe befeuchtet nicht nur die verfilzte Wolle mit einem großen Teil von Schmutz- und Staubteilchen, sondern stellt auch die Porosität der Haarbekleidung her, die das Tier die Hitze keineswegs so empfinden läßt, wie es den Menschen haben könnte.

Viele Besitzer lassen langhaarige Hunde, besonders Pudel, im Sommer scheeren. Abgesehen davon, daß das Haar dadurch dünner und härter wird, bei Selbstgehoenen im Nachwachsen auch länger als das Vorderhaar, möchte ich die Aufträge, ob sie ebensowenig Aufwand nehmen würden, sich oder ihren Kindern Kopf und Hals zu bekapen, die unteren Extremitäten aber möglichst unbekleidet zu lassen? Sie würden jedenfalls mit der Antwort bei der Hand sein, daß dieses Verfahren den einfachsten Gesundheitsregeln widerspreche. Genau daselbe gilt auch für das Tier. Man sollte meinen, daß das deutlich zur Schau getragene Unbehagen (um nicht zu sagen Schamgefühl) es vor einer Kratzbür schützen müßte, die auch allen Schönheitsregeln Hohn spricht. Von der Unsitte, den Hunden Schwanz und Ohren zu styphen, die sich leider bis auf unsere Tage erhalten hat, will ich gar nicht sprechen. Sie ist nur als eine grausame Verhummelung zu bezeichnen, die das Tier weder schöner noch irgendwie tauglicher macht.

Die Hunde sind recht empfindliche Tiere. Sie wissen eine freundliche Behandlung sehr wohl zu schätzen und erwidern sie durch Dankbarkeit und Gehorsam. Zurechtung kann man aber nur bei Gegenföhrigkeit verlangen und erwarten. Ein Hund an der Kette wird zum wilden Tier und verliert auch seinerseits das Wohlwollen und die Lieblichkeit, die ihm der Mensch bei einer solchen Behandlung vorzuzählt. Wie der Herr, so der Hund. Einen guten Hund kann nur ein guter Mensch giebn.

Man unterlasse aber auch seinen Angehörigen keine Amalereien und Kederereien. Die Hunde sind nervöse Tiere. Vor allem hängt damit die sogenannte Hundekrankheit, die Laune oder Staupe, zusammen. Wenn auch deren Ursache noch nicht völlig erforscht ist und viele Fälle von Anstehen herköhren, so ist doch auch gegen diese Krankheit das beste Vorbeugungsmittel eine ernste und doch gütige und konsequente Behandlung. Ich kenne einige großen Hundepark, in dem nie ein Fall von Staupe vorgekommen ist. Dadurch wird eine angestrebte Erziehung des Hundes keineswegs ausgeschlossen. Man vermeide aber dabei jede lebensschädliche und rahe Züchtigung, helfe dem Tier vielmehr, aber seine angeborenen Fehler hinweg-zulommen, indem man es zum Beispiel anfangs nach eingetommener Mähzeit an einen bestimmten Ort im Hof bringt und bei Rückfällen sich damit begnügt, unter erster Zurechtweisung seine Nase über — nicht etwa in — sein „Fehl“ zu drücken; ebenso indem man bei den übrigen Kommandos: „komm, leg dich, apport, leg dich, gib!“ und so weiter, es unter fortwährender Wiederholung des Wechsels ruhig in die gewünschte Lage versetzt und dort durch Streicheln und „so schön“ belohnt. Welch angenehme Empfindung erwecken Herr und Hund, wenn letzterer auf den Ruf fröhlich wedelnd herbeigeht und mit seinen treuen, glänzenden Augen den Herrn fragend und erwartungsvoll anschaut, gegenüber dem peinlichen Eindrud, den beide gewahren, wenn das Tier auf den rauh herbeigeholten Befehl mit eingezogenem Schwanz, scheu und furchsam herankriecht.

Möchte es mir gelingen sein, die Ueberzeugung zu festigen, daß ein ruhiges Verhalten, eine nichtdringende Behandlung des Tieres nur auf einen gewissen Grad von Achtung vor dem Tier gegründet sein kann, wie denn schon ein allinblicher Spruch lautet: „Selig ist, wer alle Wesen achtet und keinem etwas zuleide thut, weder durch Handlungen noch in Worten und Gedanken.“

*) Wer sich eingehender darüber unterrichten will, dem kein das unlangst erschienene Werk des Professors Fröh Schulze: „Lehrhandbuch der Tiere und Pflanzen“ und besonders Professor Komowes „Geföhrliche Entwüftung im Tierreich“ empfehle.

*) Nicht einschüchtern genug kann gegen die irrtige und unwissenschaftliche Meinung angebracht werden, daß der Hundeshof (pulver canis) Menschen schädlich werde.



Copyright 1906 by Franz Hanfstaengl, München.

Luisa. Nach dem Gemälde von E. v. Haas.



Staubant. Tauch vom Gemälde von Otto Gebler.

Sam.

von
Martha Renate Fischer.

Hansemann wurde wach, schlüpfte aus dem großen Bett und lief über den Flur zur Thür der Nachbarin, wo er mit seinen Häutchen so lange hämmerte, bis die Frau rief, ja, sie habe gehört. Darauf trotzte er zurück und rumorte in der Stube.

Ein wenig später kam die Nachbarin, füllte den Waschnapf, griff den Jungen beim Arm und schenerte ihn mit einem mächtigen Lappen ab. Dann wurde er in Hössen und Jacke gesteckt und gekämmt. Zuletzt kam das Fräulein, Kaffee und Schrippe.

Während der Junge ah, machte die Nachbarin das Bett und setzte aus.

Heut trat sie von der Arbeit fort, stellte sich neben ihn, streichelte seinen Kopf und sagte: „Armer Junge!“

Hansemann sah sie ohne Reugierde an und schwanfte weiter.

Die junge, behäbige Frau mit der Maske von Sommererossen, den Jubeläden und dem mitleidigen, verschämten-rühmigen Gesichtsausdruck schüttelte und pustete ihn ein wenig, gutmütig und verlegen. Darüber wurde Hansemann mit Frühlingsfesten fertig, rutschte vom Stuhl und trabte davon.

Die Wohnung lag im Souterrain.

Als Hansemann auf der Straße war, fing er an zu laufen.

Er hatte Gile, an die zweite Nummer seiner Tagesgeschäfte zu kommen, die darin bestand, daß er mit Gisi und Käthchen unter der Obhut der Bonne auf der Trift spielte. Die dritte Nummer bildete das Mittagessen, die vierte abermaliges Spiel mit den beiden kleinen, vornehmen Freundinnen. Die fünfte war die abendliche Heimkehr mit Empfangnahme der Lederbissen, welche die Mutter, eine begehrte Waisfrau, dem Kinde mitbrachte. Dabei kam auch der Vater nach Hause, und der kleine Junge wurde dann zu Bett gelegt.

In dem prachtvollen Einzelzimmer verließen ungefähr Hansemanns Tage.

Heute war schon eine Abwechslung eingetreten: die Nachbarin hatte ihn geliebt und ihn „armer Junge“ genannt. Und schon am Abend zuvor eine Abwechslung; denn der Vater war nicht heim gekommen.

Das Fernbleiben des Vaters, der ein jähsorniger und unzufriedener Mensch war, hatte Hansemann zu seiner Denkfähigkeit angeregt; aber daß die Nachbarin ihn „armer Junge“ geheißt, das schwirrte in seinem Hirn wie ein eingesperrter Vogel, der überall den Kopf stößt.

So trabte er des Weges durch die breiten Straßen des Villenquartiers, hinaus ins drach liegende Feld, das noch der Käufer harnte, die hier ihre Käufer, Mägen, Schöpschen aufzähren würden.

Die Sonne brannte auf den kleinen Aker herab, der ernst seine nackten Beinchen zeigte.

Der Junge sah grau aus vom Kopf bis zu den Füßen. Hössen und Jacke, die prall anlagen bei dem kleinen, wohlgenährten Menschenkinde, waren von herbem, mangelgrauen Baumwollstoff, sein Haar hatte hellste Nischenfarbe mit sonnengelben, geringelten Spitzen, seine Haut war ebenfalls aschgrau, die Wangen ohne einen Hauch von Farbe. Aber das Fleisch des kleinen Kerls war fest wie Holz. Hansemann erschien wie ein geblichter Malatte oder wie ein Erdmännchen, das hervorerschüpft ist, nicht wieder zurückfindet und sich nun vergnügt auf der Oberfläche umherstreift. Er war fünf Jahre alt.

Eine der eingezäunten Feldflächen war seit dem Beginn des Frühjahrs in Besitz genommen. Hier hatten Gisi und Käthchen ihren Spielplatz etabliert, hatten, schippten, schaukelten, unterminierten und bauten. Die Bonne sah auf einem Feldfüßchen daneben und häfelte von grauem Garm Marktaschen für ihre Herrschaft und deren Verwandte. Sie war von der oftmaligen Wiederholung so in der Übung, daß sie ihre Stübchen und Luftmalchen beinahe mit geschlossenen Augen schlingen konnte. Sie mußte auch die Kinder beaufsichtigen, und dann hatte sie unter der Schürze gelegentlich ein Buch.

In dieser Gesellschaft gehörte auch Hansemann. Er bildete mit den kleinen Mädchen die „Familie“.

Und im Interesse der Familie wurde die Schippererei und Bauerei stets unternommen.

Die Einteilung wechselte.

Mitunter war Hansemann der Papa, Gisi die Mama und die vierjährige Käthe das kleine Kind. Dann wurde für das Kind ein Garten angelegt und eine Kinderstube gebaut. Mitunter bildeten auch Gisi und Käthchen das Elternpaar, und Hansemann stellte das Kind vor, oder er war das Schweinchen, für das Gisi und Käthchen einen Stall bauten, oder die Tante aus Wien, bei welcher Gelegenheit dann Gisi, die sieben Jahre alt war, den Esel trieb. Denn sie war ein langes, springhaftes und intelligentes Mädchen und verhandelte sich vorzüglich auf's Wortfertig. Mitunter spielten die Kinder auch Bäder und badeten Sandfischen, oder aber sie spielten „Der verstrachte Pan-Unternehmer“, wobei aber die Bonne aufpassen mußte, daß keine Krügelei entstand.

Als Hansemann heute herzu trabte und von den kleinen Freundinnen eifrig begrüßt wurde, befand sich plötzlich die Bonne, rollte ihre Handarbeit zusammen, nahm das Feldfüßchen und rief die Kinder.

„Kommt! Mama hat befohlen.“

„Was sollen wir denn?“

„Ihr sollt neue Kleider anpassen. Gisi, du weißt —“

„Was denn?“

„Du sollst Disziplin haben. Kein Mal kannst du gleich gehorchen.“

„Fräulein, ich bin doch kein Schweinchen, daß ich nicht fragen darf, was ich soll.“

„Ich werde Mama sagen, daß du ungeschliffene Redensarten führst! Du wirst wohl wieder Arceci kriegen?“

„Ja, wenn Sie immer klatschen. Ich werde Mama sagen, daß Sie mit meine Strafen davorwerfen.“ Die Bonne trieb die Kinder vor sich her, die ihrem Freunde Anträge zurück riefen.

Die kleine Gesellschaft verhielt sich in der nächsten Straße und trat dort, nachdem ein hübscher Garten durchschritten war, in eine Villa ein. Hier brachte das Fräulein die Kinder in die Spielstube und begab sich zu ihrer Herrin.

„Verzeihen gnädige Frau, aber ich möchte anfragen, ob unsre Kinder noch mit dem Hansemann spielen dürfen. Der Vater sagt.“

„Was hat er denn gemacht?“

„Er hat gestohlen.“

„Fräulein, was haben Sie nur wieder gehört?“

„Ich habe den Mann noch gestern vormittag gesehen.“

„Gnädigste gnädige Frau — gestern nachmittag ist er abgeholt worden. Sie haben ihn gleich mitgenommen.“

Inzwischen schaukelte Hansemann, dem Auftrage seiner kleinen Freundinnen gemäß, an einem Ball. Denn Gisi hatte ihm gesagt, daß eine Wasserstut hereinbrechen könne, und die Wohnung sei schlecht verwahrt.

Als die Kinder nicht wiederkamen, lief er endlich an den Villengang und drückte das Gesicht an die Eisenstäbe. Er hielt sich mit beiden Häutchen an je einem Stab und schuerte melanchollisch mit der Fußspitze sein dickes Beinchen.

Dann rief er leise; aber es wurde nicht beachtet.

Er stand mit dem Gesicht an den Stäben, bis er das Klappern der Ofenstürze hörte, stellte sich nun auf beide Füßchen, steckte die Hände in die Hosentaschen und plärrte heim.

Wie er so ohne Sprung und Sang und Pfeiferei die Souterraintreppe hinunter trotzte, kam gerade die Nachbarin über den Flur, die ihn auch immer das Mittagessen, das die Mutter abends zuvor mitzubringen pflegte, verfolgte. Beim Anblick des Kindes wurde ihr Herz so bewegt, daß sie zu stottern begann. Und sie stotterte sonst nur, wenn ihr einer auf die Lippen sah.

Sie sah den Jungen, rief ihn liebevoll den Kopf und nahm ihn mit in ihre Stube, wo sie ihm sein Mahl vorsetzte.

Während er aß, fragte sie ihn aus, was er getrieben habe, alsdann sagte sie und wurde dabei feuerrot vor Aufregung und Gutmütigkeit: „W— w— weißt du, Hansemann? Jetzt h— hältst du Mittagsruhe. Komm mal.“

Und der kleine Kerl, der sonst nichts von Mittagsruhe wußte, ließ sich ohne Widerstand in das große

Bett packen, darin er nachts mit der Mutter zusammen schlief. Er war milde, lag nun auf seinen beiden Armen, wie wenn er ein Hündchen wäre, das mit dem Kopf auf den Vorderfüßen ausruht. Unversehens fielen ihm die Augen zu.

Als er wach wurde, rutschte er ans Bett und ließ zum Spielplatz. Die kleinen Mädchen waren schon da.

Erst als sein Schatten der Bonne auf das Buch fiel, gewahrte sie ihn und fragte sogleich: „Hast du denn keine Jungen, mit denen du spielen kannst?“

Er blieb betreten stehen und antwortete nicht. Das Fräulein lachte und meinte: „Junge, du siehst aus wie eine kleine dicke Leberwurst. So prall siehst du im Zeug. Kommt, Kinder, Mama hat befohlen.“

Die Kinder ärgerten sich, daß sie schon fort mußten. Käthchen steckte dem Spielfamern die Zunge heraus. Gisi schlug auf den unartigen Mund und sagte atillig: „Hansemann ist viel wohlerzogen als du.“ Unter dem Geheiß des jüngsten Mädchens und dem Schelten der Bonne zog Hansemanns Spielfamilie davon.

Der Junge machte sich an die Arbeit und fing an, einen Brunnen zu graben.

Zu seinem Kopfe war ein sonderbares Schwirren. Er hatte gar keine Freunde, und er spürte was im Körper, das ihn drückte.

Die Schippe legte er auf die platte Erde, wühlte einen Sandwall darüber und setzte sich auf den Feldrand. Da sah er mit hängenden Beinen und hielt die flachen Hände auf den Knien.

Als er heimging, blieb er ein Weile an Billengann sehen, sahte wieder die beiden Stäbe und drückte sein Gesicht dagegen.

Hansemann erhielt seinen Lederbissen und wurde zu Bett gebracht. Darauf ging die Mutter mit der Nachbarin in die Küche, wo beide Frauen eifrig miteinander redeten.

Als sie wieder ins Zimmer kamen, setzten sie voraus, daß das Kind schlief, und führten ihre Unterhaltung halblaut weiter.

Ja, der Vater hatte gestohlen und sah.

Die Nachbarin tröstete die schwer bekümmerte Frau. Dabei führte sie Beispiele von der Zweckmäßigkeit einer Inhaftierung ins Feld. Die Mutterfrau, drei Treppen im Hinterhaus, hatte eine gute Zeit gehabt, während ihr Mann eingeterrt war; denn nun war keiner dagesewen, der sie prügelte durfte. So schlimm war es hier nun nicht. Hansemanns Vater ließ sich selten gegen seine Frau fortstreifen. Aber es war doch auch schon vorgekommen.

Hansemann dachte mit hängen Gemüt: „Das ist aber schön, daß Vater sitzt.“ ruppelte sich unruhig im Bett vor Hitze und Kopfschmerzen, und sein ganzer Körper war mit Schweiß bedeckt. Aber er wagte nicht, hervor zu rutschen.

Er schlief spät ein und wurde erst am hohen Vormittag wach.

Als er auf dem Spielplatz erschien und sein kleiner Schatten wieder der Bonne auf das Buch fiel, stand diese sogleich auf, packte ihren Kram zusammen und ergriff den kleinen Jungen beim Arm.

„Weshalb hast du Gisis Schippe fortgenommen?“

Hansemann blühte sie starr an.

„Gisi hatte ihre Schippe hier vergessen.“

Er zeigte mit dem Finger und flammelte: „Da — unter dem Ball — daß sie keiner fortnehmen sollte.“

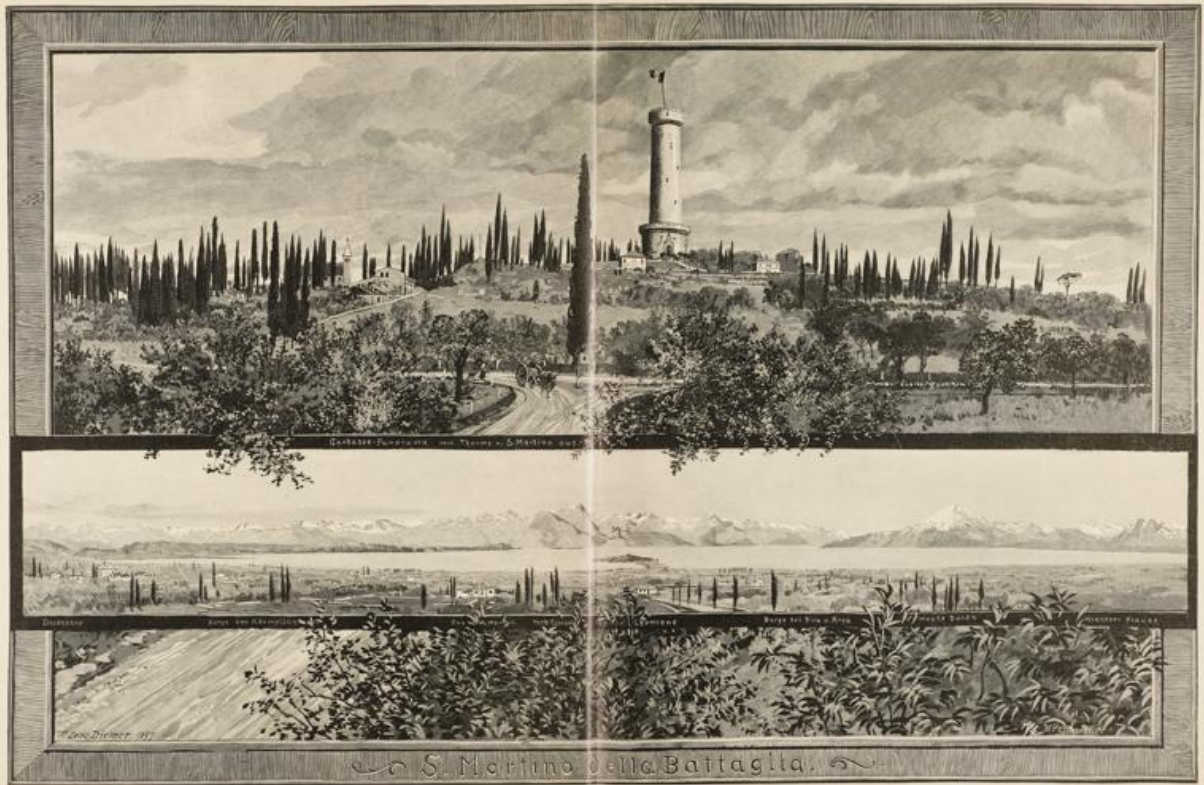
Gisi kam herzu, maß das Fräulein mit langem Blick und sagte: „Ach so — Sie meinten wohl . . . Aber wissen Sie, Fräulein —“

„Bist du schon wieder naseweis?“ — In Hansemann sagte das Fräulein: „Jungen und Mädchen müssen nicht zusammen spielen. Mach, daß du fortkommst.“ drehte ihn um und schob im Rücken nach.

Hansemann sah dumm und hilflos aus, während er langsam von dannen zog. Und dann fühlte er es auch, als habe ihn jemand innen fürchterlich geprügelt.

Als er so an der Umzäunung dahinstapfte, hörte er sich rufen und sah Gisi über den Spielplatz heran laufen.

Sie hielt ein grün lackiertes Spieleimerchen in der Hand und sagte zu ihm: „Du, Hansemann, das



San Martino della Battaglia und das Gardasee-Panorama, vom Thurm des Soldatenfriedhofes aus gesehen. Originalzeichnung von E. Jene Diemer.

hier krank! Und als der kleine kein Lebenszeichen von sich gab, rüttelte sie ihn leicht bei der Schulter. Nachher half auch der Mann. Das Kind jedoch regte sich nicht und lag fürder da mit geschlossenen Augen.

Die Frau sagte zu ihrem Mann: „Das ist ja wie ein hypnotischer Schlaf. Nein, das ist fürchterlich. Ein Toter wäre wach geworden. Nein, wir können das Kind doch nicht verlassen. Was sind das bloß für Eltern, die sich nicht um ihr Kind kümmern?“

Ein Dienstmädchen, das noch nicht lange in der Straße diente, kam vorüber, wurde befragt, konnte aber nicht antworten, wohin der Knabe gehöre. Und die Dame rüttelte aufs neue, ohne daß das grüne Längchen ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte.

Aber doch! — da! — unter den geschlossenen Wimpern schossen Thränen hervor. Nichts regte sich an dem Knaben — nur die Thränen kofsen.

Der Mann sagte barock: „Junge, wirst du wohl wach werden! Was sind denn das für Streiche?!“ und wendete sich an die paar Müßiggänger, die sich trotz der stillen Straße eben eingefunden hatten: „Wohnt hier ein Arzt in der Nähe?“

In dem Augenblick stand der kleine Junge auf und trabte langsam von dannen, ohne irgend jemand auch nur anzublicken. Er bewegte sich in einem feinen, befürmeren Trab und sah aus wie ein Pünzchen, das halb tot geschlagen worden ist oder das seinen Herrn verloren hat.

In dem gleichen müden Trab kam er vor der mütterlichen Wohnung an. Er stand auf der Souverainentreppe, froh ganz in sich zusammen vor der Kellerruft und tappete die Stiege nieder. Auf die unterste Stufe setzte er sich hin und legte die Händchen hilflos und verloren auf seine Kniee.

Inzwischen hatte die Dame sich herumgewendet und fragte aufgeregt: „Kannst denn keiner von Ihnen das Kind? Ja, wo ist es bloß geblieben?“

Eine Bonne mit zwei kleinen Mädchen hatte sich dazu gefunden.

Das älteste Mädchen trat jetzt vor, hob sich wie eine kleine Dame und antwortete respektvoll: „Es war der Hausmann, meine Dame. Und er ist ein sehr wohl erzogenes Kind.“

Die Fremde sah das atzfluge kleine Fräulein einen Augenblick betroffen an. Dann aber sagte sie lebhaft: „Das Kind war ja krank.“

Am Gifs Mund trat ein Leibenzug, und sie antwortete still: „Nein, meine Dame. Und er hat auch nicht geschlafen. Es war Scham — weil sein Vater stirbt.“

Die Sonne war in ihr Prachtbett gelunken. Die Sonnendiener zogen die purpurnen Gardinen zu. Und der Schein strahlte königlich weit über den Himmel. Bis dann die Dämmerung kam mit ihrer Geizigkeit grauer Weiblein, die mit ihren düsteren Gewändern den sabelnden Farbenanber zu deckten.

Das moderne Beleuchtungswesen.

W. Folticiccano.

Seit dem sogenannten Lichtdiebstahl des Prometheus sind viele Jahrtausende vergangen, aber der Prozeß für die Erzeugung künstlichen Lichts ist bis auf unsere Tage derselbe geblieben. Wir haben im Laufe der letzten vierzig Jahre neue Lichtquellen aufgefunden, die vorhandenen verbessert, allein die Lichterzeugung besteht immer noch in der Verwertung eines Verbrennungsprozesses, bei dem eine ungeheure Menge von Wärme entwickelt wird. Wir unterwerfen unter Lichtquellen einem chemischen Prozesse, dessen Hauptprodukt, die Wärme, für den beabsichtigten Zweck nicht bloß nutzlos, sondern geradezu schädlich ist, um uns eine Nebenwirkung dieses Prozesses, das Licht, dienbar zu machen. Das große Geheimnis, wie Licht ohne Wärme zu erzeugen sei, haben unsere Naturforscher noch nicht ergründet. Die Leuchtfläse, Johannismwürmchen und Feuerfliegen entwickeln ein intensives Licht ohne Wärme; beinahe letztere leuchten so stark, daß man beim Gange von drei, vier Exemplaren dieses amerikanischen Käfers braunen leiten kann. Insekten dürfen wir trotzdem mit unserer modernen Beleuchtung zufrieden sein, und lebte Viebig noch, so würde er nicht mehr die Zeile, sondern das künstliche Licht als den Gradmesser der Kultur bezeichnen.

In der That bildet die bessere Ausbeutung der vorhandenen und die Auffindung neuer Lichtquellen eine Hauptbeschäftigung der modernen Technik, und nichts manciert besser die Fortschritte zwischen den Kulturzentren und dem

flachen Lande, zwischen hochentwickelten und zurückgebliebenen Nationen, als das moderne Beleuchtungswesen. Elektrizität, Leuchtgas, Petroleum, Acetylen, Spiritus sind in einem klaren Wettbewerb eingetreten. Helligkeit kämpft gegen Rohheit, leichte Brennbarkeit gegen die unhandliche, an den Ort gebundene Einrichtung; der Kampf ist noch nicht entschieden, er wird auch ins zwanzigste Jahrhundert hinein toben, denn er hat, im Grunde genommen, erst vor kurzem begonnen. Das Leuchtgas aus Steintohlen ist als allgemeines Beleuchtungsmittel erst fünfzig Jahre alt, die Elektrizität als Lichtquelle keine zwanzig, das Petroleum kaum fünfundsiebzig Jahre, während Spiritus und Acetylen sich erst im Zustande des Embryo befinden.

Der Verbrauch künstlichen Lichts ist ein ungeheurer; in den großen Städten wie Berlin, Paris, London, New York zählt er noch Milliarden Stundenkerzen. In Berlin dürfte er über 25 Milliarden Stunden, in Paris etwa 40 Milliarden Stunden betragen. Das heißt, eine als Lichtmaß angenommene Normal- oder Meterkerze müßte in Berlin über 25 Milliarden Stunden oder etwa 3 Millionen Jahre brennen, um dem Verbrauch an Licht gleichzukommen, der innerhalb eines Tages erfolgt. Die Normalkerze ist bekanntlich eine Paraffinkerze von zwei Centimeter Durchmesser, mit einer Flammhöhe bis 5 Centimeter, oder die Deutsche Standardlampe mit einer Flammhöhe von 4 Centimeter. Das Feuerlicht ist etwas schwächer als die Normalkerze. Die Leuchtfrakt einer Kerze, beispielsweise einer Petroleumlampe, wird nun bestimmt, indem man im Finstern einen Maß vor einer weißen Wand in geringer Entfernung aufstellt. Die Normalkerze wird einen Meter weit von der Wand angebracht; die Lampe dagegen wird so weit zurückgehoben, bis der Schatten des Stabes, den sie auf der Wand abwirft, nicht dunkler ist als der durch die Kerze hervorgerufene Schatten. Die Lichtfrakten verhalten sich nun wie die Quadrate ihrer Entfernungen. Stand die Lampe zwei Meter weit von der Wand, so hat sie eine Leuchtfrakt von (2x2) vier Meterkerzen. Die Technik hat verschiedene Lichtmesser oder Photometer konstruiert, die aber alle auf diesem Prinzip beruhen.

Das älteste unter den modernen Beleuchtungsmitteln ist das Leuchtgas. Es wurde in London bereits 1810 fabrikmäßig hergestellt, allein es dauerte ziemlich lange, ehe es sich einbürgerte. Man begehrte dem neuen Licht mit großem Mißtrauen, da es schlecht riecht und leicht explosibel ist. So darr man dem behaupten, daß es erst seit etwa fünfzig, sechzig Jahren allgemcin im Gebrauch ist und es übrigens noch bleiben wird, trotzdem ihm die Elektrizität heftig zuleht. Vor etwa fünfzehn Jahren hatte es allerdings den Anschein, als hätte das letzte Stündlein des Gases geschlagen. Indessen nahmen die Gasingenieur des Inen von den Elektrochemikern angebotenen Kampf auf, und man kann nicht behaupten, daß sie gescheitert seien. Was dem Gas seine Stellung sichert, ist seine Billigkeit. Die Gaspreise sind zwar noch hoch, doch beden die Kaufleute: Aste, Teer und die ammoniakhaltigen Wässer beimab den Preis der Steinkohle. Für die Erzeugung einer Leuchtfrakt von 100 Kerzen während einer Stunde muß man durchschnittlich zahlen: bei Glühlicht 25 Pfennig, bei Kerzlicht 14,4 Pfennig. Und das Gas kann noch erheblich vermindert werden. Das beweist unter anderem der große Preisunterschied für Gas zu Beleuchtungszwecken und für solches zu gewerblicher Verwendung. Allerdings legt auch ein andres Beleuchtungsmittel dem Gas heftig zu: das Petroleum, das die Verwendung des effizient im kleinbitgerischen Haushalt einräuft, wenn nicht gar verhindert.

Der Siemens'sche Regeneratordbrenner kam dem Gas zu Hilfe. Die Keuerung an diesen Brennern bestand darin, daß die Flamme nicht mehr durch die kalte Luft unterhalten wird. Die notwendige Luft wird durch enge Röhren geführt und oberhalb der Flamme bis auf 500° Celsius erhitzt, wodurch eine vollkommene Verbrennung der Leuchtstoffe im Leuchtgas erzielt wird. Der Siemens'sche Brenner setzte den Preis für die Flamme herab und ist auch heute weit billiger als Kerzlicht. Indessen tritt diese Erparnis erst bei großem Konsum von etwa 1000 Liter pro Stunde ein. Im bürgerlichen Haushalt würde der Siemensbrenner keine Gasersparnis mit sich bringen. Nicht der Gasverbrauch wird geringer, sondern das Licht wird heller. Dasselbe ist zum Teil auch bei dem Auerlicht der Fall. Auch das Glühlicht ist vorläufig in der Gasersparnis beschränkt. Das normale Glühlicht liefert vierzig bis sechzig Kerzen, doch wäre es nicht möglich, dieselbe Lichtmenge auf vier Kerzen von je zehn bis fünfzehn Kerzen zu verteilen, weil eine bestimmte Menge Gas dazu gehört, den Strampf zur Weizlut zu bringen. Die Erparnis besteht demnach darin, daß der Gasverbrauch auf ein normales Maß herabgesetzt ist, und daß das Licht einen größeren Glanz beizigt als das eines Argand- oder eines Schmittbrenners. Im Privatgebrauch stellt sich also das Glühlicht deshalb billiger, weil zur Erzielung des gemüthlichen Lichteffekts weniger Kerzen nötig sind. Bei der Straßenbeleuchtung dagegen ist der Gewinn so groß, weil bisher Schmittbrenner verwendet werden, die einen Aufwand von 36 Pfennig pro 100 Kerzenstunden erfordern. Im übrigen wird der Auerbrenner, der mit dem einfachen Röhrenbrenner identisch ist, durch den Apparat von Demarcour überholt, der der Flamme

eine größere Menge von Luft zuführt und die Heizkraft des Gases verdoppelt, so daß nicht mehr die vom Auerbrenner verzehte Gasmenge notwendig ist, um den Strampf zur Weizlut zu bringen.

Wie der Glühstrampf hergestellt wird, dürfte allgemein bekannt sein. Ein Baumwollgewebe, das viermal so lang und so weit ist als der fertige Strampf, wird rein gewaschen, dann in eine Thormilchlösung getaucht und getrocknet. Das eine Ende wird zusammengebunden, der Strampf erhält die Form, die allen bekannt ist, und wird gebläht. Das Baumwollgewebe wird dadurch zerföhrt, der Strampf ist aus einem vegetabilischen ein mineralischer geworden und schrumpft auf den vierten Teil seiner Größe zusammen. Thorium war früher ein unbekanntes Mineral, das in einer einzigen Grube in Oesterreich abgebaut wurde. Die deutsche Gasglühlichtgesellschaft hatte einen Vertrag auf 1000 Mark pro Kilogramm abgeschlossen. Infolge der großen Nachfrage stieg der Preis auf 8000—10000 Mark, doch fand man den plözlich kostbar gewordenen Sand auch an andern Stellen, so daß der Preis wieder sank. Heute kostet das Stilo etwa 200 Mark oder etwas darüber, und die jährliche Herstellung eines Glühstrampfes beträgt etwa 30 bis 35 Pfennig.

Das nächstälteste Beleuchtungsmittel ist das Petroleum, das weder die Elektrizität noch das Leuchtgas verdrängen werden, weil es billig und seine Lichtstärke teilbar ist, was bei den andren Beleuchtungsmitteln nicht zutrifft, und seiner besonderen Vorrichtungen bedarf. Die Petroleumlampe kann man hinstellen, wohin man will, sie bedarf keiner besonderen Zuleitungen, und das Licht ist nicht unangenehm. Die Erdölflamme ist das Licht des kleinen Mannes und wird es noch auf lange hinaus bleiben. Aber auch hier zeigt es sich, daß die großen Röhrenbrenner und die Brenner von Schuster und Paar für Solaröl weit billiger sind als die Flachbrenner und kleineren Kerzen. Ein großer Argandbrenner verzeht in einer Stunde bei einer Lichtstärke von 100 Kerzen für 4—6 Pfennig Pfennigöl, während 100 Stundenkerzen Gasglühlicht 14,4 Pfennig kosten. Allerdings sind die 100 Stundenkerzen nur eine gemeinliche Reduktionsziffer, sozulagen ein gemeinlicher Kenner, dem weder der normale Glühstrampf noch die Petroleumlampe giebt 100 Kerzen. Wenn nun die Gasglühlichtgesellschaften berechnen, daß Kerzlicht 0,5 Pfennig, Petroleum etwa 2 Pfennig pro Stunde koste, so ist das nur eine theoretische Berechnung. Wie wir gesehen haben, ist das Glühlicht nicht teilbar, man muß wohl oder aber bei 40—60 Kerzenstunden auf einmal vernehmen, wobei sich ergibt, daß die schwächer glühenden Strampfe mehr Gas brauchen, um die Reduktionsziffer von 100 Stundenkerzen zu erreichen. Die kleinen Petroleumbrenner erhöhen den Verbrauch — immer auf 100 Stundenkerzen reduziert — auf 12—14 Pfennig.

Es ist die Befürchtung ausgesprochen worden, daß das Petroleum teuer werden könnte, und im Reichstag brachte der Abgeordnete Pastermann sogar eine Interpellation über die Operationen der Standard-Oil-Company ein. Der nationalliberale Abgeordnete behauptete, der Leiter der Standard-Oil-Company, Rockefeller, übrigens ein Württemberger von Geburt, werde die Preise herab, um die Raffineure, die der Company nicht angehören, zu ruinieren, worauf er dann der Welt die Preise diktieren könnte. Diese Befürchtung ist indessen unhaltig. Mag sein, daß Rockefeller die amerikanischen Erdölreserven zwingen werde, der Standard-Oil-Company beizutreten, allein den europäischen Konventionen wird er niemals die Preise diktieren können. Galtzien und Rumänien allein können Carposöl Konsum decken; außerdem sind Russland und Ostasien unerschöpflich. Ferner besitzt Zarfsien auf einer Fläche von einer halben Million Quadratkilometer große Mengen von Erdöl. Ebenfalls sind es sich in Japan, in China, Australien, auf den Sandwich-Inseln, den Antillen, in Venezuela, Peru, Kanada, in Persien und Indien. Also nicht einmal den amerikanischen Markt könnte Rockefeller souverän beherrschen, viel weniger noch den europäischen.

Der Petroleumkonsum ist in Deutschland im letzten Jahrzehnt bedeutend gestiegen. Im Jahre 1888 brachte der Petroleumspoll etwas über 37¹/₂ Millionen Mark; 1894 dagegen schon mehr als 58 Millionen.

Dem Leuchtgas und von der Elektrizität hat das Petroleum wenig zu befürchten, dagegen dürfte ihm ein chemisches Produkt den Rang streitig machen: das Acetylen. Vor etwa dreißig Jahren stellte es Berthelot auf dem Wege der Synthetie aus Wasserstoff und Kohle dar und subidierte seine chemischen und physikalischen Eigenschaften, auch diejenige, sich in Alkohol zu verwandeln, weniger aber seine Leuchtfrakt. Vor einigen Jahren gelang es, im elektrischen Ofen bei einer Temperatur von 3000 Grad durch die Reaktion von Kohle auf Kalk einen kohlenstoffreichen Körper zu erhalten, eine Verbindung von Kohlenstoff und Calcium. Laßt man diesen Körper in Wasser, so zerfällt er sich selber und das Wasser, und es bilden sich Kalk und Acetylen, eine Verbindung aus Kohlenstoff und Wasserstoff, die mit sehr heller Flamme brennt und das Leuchtgas im das Fünftel so stark übertrifft. Ein Kubikmeter Acetylen giebt fünfzigend Stundenkerzen. Das neue Beleuchtungsmittel behauptet sich noch im Stadium der Experimente. Es wurden Versuche zur Beleuchtung der Eisenbahnhöfen angeheht, und wir zweifeln nicht, daß es sich behaupten wird.

Gichtig ist es nicht; wenigstens macht es sich, bevor es in dieses Stadium gelangt, durch den unangenehmen Knoblauchgeruch rechtlich bemerkbar. Es ist indessen nicht erspürbarer als das Venenblut, wässrige weitere Bestandteile ergeben.

Ob sich das Petroleum- und das Spiritusglühlicht einbürgern werden, läßt sich nicht voraussagen. Das Prinzip, das dabei in die Praxis überlegt wird, ist dasselbe wie bei dem Gasglühlicht. Ein unverbrennbarer Körper, der Glühkrümpf, wird durch die Hitze-Entwicklung des angewendeten Brennmaterials in Weißglut versetzt. Das Spiritusglühlicht ist nicht ungefährlich und hat außerdem den Nachteil, daß der Glühkörper an Verdichtungsstoff verliert, je mehr sich der Spiritus im Behälter vermindert. Der Glanz sinkt allmählich von fünfzig Normalzellen auf zehn herab.

Das reinste, vornehmste und gesundeste, aber auch das teuerste ist das elektrische Licht. Es hat seit seiner Einführung nur die eine wesentliche Veränderung erfahren, daß es durch das Glühlicht auch für kleine Räume verwendbar gemacht worden ist. Was sollte man mit dem Beuglicht von mindestens 330 Normalzellen in kleinen Räumen, das zudem noch den Nachteil hatte, daß es jede Unachtsamkeit des Leinwand, jedes Unvorsichtigen mit einer unvorstellbaren Deutlichkeit zeigte? Freilich das höchste Licht des goldig strahlenden Kobalts in der Glashöhle, die sich defotiv vermehren läßt, verschaffe dem elektrischen Licht Eintritt in die Salons und Zimmer, deren Eigentümer auf den Kostenpunkt nicht zu sehr achten.

Das elektrische Licht ist nicht deshalb so teuer, weil die Hervorbringung des elektrischen Stromes so große Kosten verursacht, sondern weil nur der handliche Teil der angewendeten gesamten Kraft in die Glashöhle oder in die Vogenlampe gelangt. Sollten es die Elektrotechniker so weit bringen, daß mindestens fünfzig Prozent der verbrauchten mechanischen Energie verwertet werden könnten, so hätte in den großen Städten das letzte Stündlein des Gases bald geschlagen. Die Dampfmaschine vergebet neunzig Prozent der in der Steinbohle enthaltenen mechanischen Kraft. Weiben noch zehn Hundertstel. Ein Hundertstel geht bei der Umwandlung der mechanischen Kraft in Elektrizität verloren; ein Hundertstel verflüchtigt sich in der Leitung, und von den übrigen acht Hundertstel gehen sieben als Wärme verloren, da die Glut des Ventilschloßes 2500 Grad erreicht, während das letzte Hundertstel erst als Licht zur Erde gelangt kommt. Zur Erzeugung von 100 Stundenenergie sind 0,85 Pferdekräfte erforderlich, und die entwickelten Wärme-Einheiten betragen meist 300-500. Im Vergleich zum Gas, das im Argandbrenner sowohl wie als Kerzlicht 4860 Wärme-Einheiten entwickelt, ist das immerhin wenig, doch muß der Wirkungsgrad der verminderte Wärme sehr teuer bezahlen. Eine harmonische Einrichtung der Dampfmaschinen mit einer Einbindung der Kraftverwendung auf die Hälfte müßte das Ziel der Elektrotechniker nie überhaupt der Maschinenindustrie sein — und ist es auch. Den Vorzug, weder Wasserdampf noch Kohlenäure zu erzeugen, also die Luft nicht zu verschlechtern, teilt das elektrische Licht mit Siemens' Regenröhrenlampe. Das Kerzlicht dagegen liefert nämlich — immer bei hundert Normalzellen — ungefähr einen halben Kubikmeter Kohlenäure.

Die Unmöglichkeit, die elektrische Energie in hinreichendem Maße aufzuspeichern, trägt ebenfalls zur Verteuerung des elektrischen Lichtes bei. Die Akkumulatoren, die jetzt im Gebrauch sind, erfüllen ihre Aufgabe nur in unvollkommener Weise; ein Drittel der ihnen anvertrauten Energie verflüchtigt sich. Durch die Verwendung der Energie zu gewerblichen Zwecken und zum Betriebe der Straßenbahnen wird erst die Anlage rentabel. Die Verwendung der Elektrizität als Beleuchtungsmittel und als mechanische Kraft steht indessen erst im Beginn ihrer Entwicklung, und jeder Tag kann neue epochemachende Entdeckungen bringen, so daß es sich obsolet nicht bestimmen läßt, welchen Weg die Elektrizität als Beleuchtungsmittel einschlagen wird.

Neben den modernen Beleuchtungsmitteln hat sich nur noch die Kerze aus der Vergangenheit in die Gegenwart überdauert. Ihre Verwendbarkeit ist jedoch sehr beschränkt. Die Delampe ist so gut wie gänzlich verdrängt; sie hat nur noch ein kulturhistorisches Interesse. Der Entwicklungsstand der Beleuchtung während der letzten fünfzig Jahre zeigt uns, welche Fortschritte wir gemacht haben. Wir blicken heute mit Ueberlegenheit auf die Lichtquellen unserer Väter zurück. Doch nach oberhalb fünfzig Jahren werden unsere Kinder mit einem gewissen mitleidigen Achselzucken aus die Zeit zurückweisen, wo wir selber zwar nicht in der Finsternis, wohl aber im Halblicht gewandelt sind.

Spruch.

Die Mittelwelt ist im Urteil stets besungen Und auch die Einfalt trägt nicht wenig; Allein von ihr hat keiner noch empfangen Den Vorber der Unsterblichkeit, So lang der letzte Schiedspruch nicht ergangen Der strengsten Richter, der Zeit.

n. 6007.

Neuestes vom Büchermarkt.

Wer viel liest, wird mit Schreden die Fülle der „tauten“ Talente konstatieren, die wie Blumen auf einer allzu fruchtbaren Wiege in der besten Literatur aufwachsen, erst frisch und kräftig, dann mit plötzlich verfallenden Mäthern und sonderbar verzogenen und verzerrten Blüten. Auch Marie Janitschek zeigt neuerdings solche Zeichen einer beginnenden Entartung. Ihr „Ins Leben vertritt“ (S. Föhrers Verlag, Berlin) wenigstens ist eine reichlich eigenartige Geschichte, in jenem knappen, flaren, man könnte sagen, joring-luzigen Ton vorgetragen, der ein Merkmal dieser begabten Autorin bildet, mit scharf charakterisierten Persönlichkeiten und zum Teil der Wirklichkeit entlehnt. Ich sage ausdrücklich „zum Teil“, denn in das Porträt des unmoderneren Helben hat Marie Janitschek etwas viel hineinretouchiert. Wahrscheinlich soll es die ideale Note in dieser echten für das siebzehnte Jahrhundert sein, daß er, trotz seiner Lebensanbahnungen, trotz des „Gereizt“, das ihm die Mutter als Geleitwort auf den Weg mitgibt, keinen Finger rührt, um die Jugend, die Schönheit und das Reichthum der wunderlichen Jeannine Alona zu genießen, zu gewinnen, obwohl ihm alle Schritte auf dem Präsentierteller entgegengetragen werden. Aber der Herr der Schöpfung von heuteutage, mag er auch noch so wohl bewehrte Gefühle und Wünsche haben, das Geld, das auf der Strauß liegt, wird er sich nicht gern anerkennen, und das Weib ist ihm vogelfrei, eine Jagdbeute, eine Plünderung am Wegrand, zum Herabsteigen oder Wegwerfen noch gerade gut genug. Der Held von „Ins Leben vertritt“ schöpft seine Begeisterung aus andern Quellen als die Gefühlsseite alten Stiles. Ihn interessieren nicht Blumen, sondern Menschen, nicht Holz oder rührende Erinnerungen, sondern Ergründlichkeiten der Gegenwart, Ausschüßen für die Zukunft, die eigenen Tugenden und nicht beizugehender Altonen. Man sollte also meinen, daß er trotz aller noch doch eine sympathische Verhältnißlosigkeit sein könnte, und doch wirkt er geradezu abstoßend. Von ihm und seiner Mutter, der Rebellenmutter und self-made-woman, geht ein Hauch aus, so kalt, so trocken, so hundertfüßig, daß man nur nuscheln und hoffen muß, die Ideale dieser beiden möchten niemals zu den Idealen der gesamten Menschheit werden. Sie brandet ja deshalb noch nicht in der Luft zu stehen, wie die Baronin Alona, die trotz der beschriebenen wunderlichen Körperlichkeit sehr viel von einem Geistesgenie hat, und den Leser mit einer gewissen Scheu erfüllt, auch dann noch, als sie, „erföhrt“, sich ins Leben vertritt, für das die Natur ihrem unirdisch-jarten Organismus nicht geschaffen hat, und aus dem sie, verflucht, verachtet, den jähren Abgang der Verwesung nimmt.

Nicht gerade kernhaft, aber doch allzu sehr in seiner Auffassung und Darstellung ist der Romanband „Einsame Frauen“ von Frida von Bülow (F. Fontane & Co., Berlin). Von der überaus gelassenen Pitterkeit wird das Mißgeschick zurückgeschoben, das man den Frauen der verschiedenen Erzählungen gern entgegenbringen möchte. Das Grau und Schwarz dieser Menschenhälften ist grell wie mit einem elektrischen Apparat beleuchtet, und doch hätte ein einziger Sonnenstrahl, ein leichter Kitz des Humors ihre Murrigkeit nicht weniger scharf hervorgehoben und sie dem Herzen des Lesers näher gebracht. Wenn also die „Einsamen Frauen“ noch kein vollständiger Beweis für das Talent Frida von Bülow waren, so ist es ihr neuester Roman „Kara“ (Gottsche Verlag, Stuttgart) um so mehr. Ich habe ihn mit aufrichtiger Bewunderung Seite für Seite gelesen. Ein Frauenstückchen, nicht jenseits, aber jenseits, mitten aus dem Leben der Gegenwart herausgegriffen und doch nicht allmählich, die Hauptpersonen, das Milieu, alles wunderbar scharf umrissen, interessant und durchaus sympathisch. Freilich wird der irdische Moment der Verhältnißlosigkeit, der an jedes Gedächtnis den Nachhall der Befremdung für das Buchstabe legt, sich über die „Moral von der Geschichte“ ohne Zweifel ausbreiten. Ich rate, ihn daher dem minder anprechtvollen Leser zu überlassen und ihn überzeugt, daß „Kara“'s Entwicklung und Gehalt, daß die Menschen, die sie umgeben, die sie liebt, um die sie leidet, kämpft, um endlich doch zum Siege zu gelangen, ihm einen tiefen und dauernden Eindruck hinterlassen werden. Nur der Sieg scheint mir für diese knappe, klar, gestrahlte und vorübergehend geschriebene Geschichte etwas blaß und mäßigen. Er klingt ja sehr natürlich, aber er bereitet zugleich eine Enttäuschung. Um sich so kühl zu finden, so schmerzlos zu entgehen, ist Kara bis zum Ende als eine allzu große, unheilbare Verwundenerin ihrer Gefühle gelidert.

Auch bei Baron Karl von Torresanis Roman „Steirische Schlösser“ (F. Fontane & Co., Berlin) hört der etwas äußerliche Schluß. Somit behält er alle Vorzüge, die des Autors ältere Werke auszeichnen: glückliche Beobachtung, gelungene Verfeinerung und einen kräftigen, lebenswichtigen Humor. Die Schilderung der Gesellschaft, die auf den herrlichen Schlössern lebt, und des Volkes; das sich in ihrem Schatten ausbreitet, ist geradezu glänzend gelungen und die Gehalt des verbummelten Spezialitätengenies Hamilton ein kleines Meisterwerk. Das Viesepaar im Mittelstunde, ein reifer Mann und ein kaum noch kindesalter entwachsendes Mädchen, die sich lange über ihre Gefühle täuschen, fällt dagegen

ein wenig ab, und auch die Figur des Strebers und alten Luffings Rolhe, so prächtig sie Torresani im Anfang gehalten ist, wird dem Leser am Ende etwas über.

„Eine reine Seele“ von Ida von-Ed (Raf Weimer, Dresden), ist wie alle Romane der bekannten Verlegerin; sehr lieblich, anständig und glaubwürdig vorgetragen. Es treten uns darin sehr viel gute, angenehme, interessante, ungenügende und doch durchaus menschliche Menschen entgegen. Nur die Heldin, die „reine Seele“, löst trotz aller Vorzüge eher ab, als daß sie anzieht. Ihre Tugenden sind so kalt, so glatt, so aufsteigend, daß man sicher ist, sie würde einem, zu Fleisch und Blut geworden, alles andere eher als angenehm sein. Auch nach Kämpfen und inneren Wandlungen will man ihr den prächtigen Gatten nicht gönnen und kann es nur mit der Blindheit Amors entschuldigen, daß er gerade in dieser kleinen, selbstbewußten Heiligen die große Liebe seines Lebens findet.

Hüßlich geschrieben, geschickt komponiert, plausibel und realistisch, ohne allzu tiefe Schatten und allzu grelle Lichter ist „Gottbegnadet“ von Konrad Tilmann (Raf Weimer, Dresden). Seinen Titel verdankt es einem jungen Romane, einem „Salonfänger“, der mit seiner schönen Stimme sich in alle Herzen hineinragt. Eitel, von der Affenliebe seiner Mutter bis zur Verächtlichkeit verzogen, entseht er sich in erster Arbeit. Seine bessere Natur ermannt zwar, als er die Liebe eines reizenden, edeln, reichen Mädchens gewinnt, aber schon nach kurzer Zeit langweilt ihn Gut, Weib und Kind. Er flattert nach alter Art von Plume zu Plume, hinterlegt seine Frau und treunt sich schließlich ganz von ihr, um auf einer Künstlerfahrt durch Amerika edle Romantikererben zu plündern. Für die Seinen ist er verächtlich, Theo wirtschaftet mühsamst, und er sucht sein Zureden zu einer Scheidung von ihrem Gatten zu bewegen. In Wiza findet sie den Totgebliebenen zufällig wieder. Die Vorhuren sind verewelt, aber er seine Hand nach ihnen ausstrecken konnte, er hat drüben seine Stimme verloren und einem reichen Privatier einen Mann und die edelmütig vererbende Frau zumannen, und alles löst sich in Glück und Borne auf. „Gottbegnadet“ spielt wie „Eine reine Seele“ in der guten Gesellschaft. Auch dem Ende zu wird es ein bißchen hart, „romantisch“, aber das ist sicherlich ein Mangel, der dem vereinigten Autor unter seinen Verehrern auch nicht einen einzigen kosten wird.

Ganz allerlieblich, witzig, lebenswürdig und natürlich vertritt der Freiherr von Schlicht „aus der Schule zu plaudern“. Auch die neue Folge seiner militärischen Humoresken (Freund & Jodel, Berlin) wird ihm viele lachende und amüsierte Fremde gewinnen. Manches freilich: „Ja, ja“, „Anteilich“ und „So war's und bei uns!“ wird ihm in Gedanken zugerechnet werden, denn alles, was er auf dem Marfche, im Manöver, auf dem Kasernenhofe oder im Privat mit seiner gewundenen, lustigen Feder schildert, ist vielleicht schon einmal, vielleicht sogar mehr als einmal dagewesen. „Aus der Schule geplaudert“ mag allen lachwilligen Lesern mit und ohne Uniform bestens empfohlen sein.

Ein andres Werk, in dem auch ein Soldat das Wort führt, ist „Papier und treu“, historischer Roman von Joseph Spillmann. Nur das es sich hier um ein sehr ernstes und düsteres Kapitel aus der Geschichte der Völker handelt, um die Remouen eines Offiziers der Schweizergarde Ludwig XVI. Es beginnt in einer Zeit, wo die furchtbare Wetterwelle der Revolution wie ein schwarzer Streifen am äußersten Horizont des politischen Himmels aufsteigen anfangt und endet mit jenem Kampf in den Tullerien, der den gelassenen Schweigen des Abendmahl in Vigen und die Jüdisch: Helvetiorum fidei ac virtute eintrag. „Papier und treu“ (Verderide Buchhandlung, Freiburg i. S.) ist ein historischer Roman, der entscheidende Bedeutung verdient. Begeisterung und Hingabe werden wie ein warmer Hauch darüber, die dicht aneinander gereihten Bilder sind mit breitem Pinsel von einer Hand angefüllt, die den Forscher und Dichter wohl zu vereinen wußte. Der Leser erhält eine vollkommene Darstellung von allen politischen und sozialen Zuständen der damaligen Zeit. Besonders nahe tritt ihm die Königsfamilie, über deren Häuptern die Sonne des Glückes von den ersten schmerzlichen Wollen verfallt wird. Es ist möglich, daß der Großvater in seinem „Denkbuch“ durch das etwas gefährliche Glas der Liebe und der Anhänglichkeit sieht, aber gerade das gibt seinen Mitteilungen etwas so ungemein Barmes, Persönliches. Da ist keine kalte Kritik, kein anglistisches Abwiegen von Recht und Unrecht, sondern leidenschaftliche Begeisterung, Opfermut und Kampfsfreudigkeit bis zur letzten Stunde und zum letzten Worte. Außerdem ist das zweibändige Werk durchaus spannend geschrieben. Man kann mit der Geschichte der Revolution noch so vertraut sein, man wird doch bis zum letzten Moment auf die unmögliche, gute Wendung hoffen, wo der unabweidbaren, schrecklichen Ereignisse.

Das Buch meines Sohnes, von Aerea (Verlag von Raf Weimer, Dresden) giebt kurzgefaßt, klar, gut und in vornehmem Ton die guten Lehren einer Mutter. Aber wie es bei solchen Predigten ja sein pflegt: sie täuschen und fuhlen, aber verstehen nicht zuzugreifen und festzuhalten.

Es ist die alte Litanei schön klingender Allgemeinbetrachtungen, schicklicher Verhöhnungen und wohlthätiger Vorwürfe! Unse Gegenwart aber verlangt etwas Positives. Sie verlangt ein deutliches Wort der Mutter, sowohl dem heranwachsenden Sohne wie der Tochter gegenüber. Wer warren soll und will, muß es ohne Scheu und an der Hand von Beispielen thun, nicht aber schamhaft bloß von weitem auf die Gardine deuten, hinter der sich die wichtigsten und folgenschwersten Vorgänge des Lebens verbergen. Der wirkliche, sittliche Ernst wird die Form schon finden, in der er die Wahrheit reden kann, ohne das Feingefühl des Zuhörers zu verletzen.

Ganz eigenständig hat mich „Hundstagszauber“, Roman von Königsberg-Schent (H. Bierion, Dresden), berührt. Es rührt wirklich eine schwüle, entnervende, himmverbreimende Luft hindurch, und da ich sie in Wirklichkeit nie habe vertragen können, so vertraue ich sie natürlich auch in Päckchen nicht. Ich bin also nicht frohbar, wenn ich unter diesem Witterungseinfluß den „Hundstagszauber“ irrtümlich für eines jener Bücher erkläre, bei dessen Abfassung dem Autor die Sonne direkt auf den Kopf geküßten haben muß. Dieser Dichter Freyberg, dieser polnische Graf, diese Fürstin Laja, sowie das ganze Dresdener Pensionat machen auf mich einen — einen, ich möchte sagen „entprägten“ Eindruck, wie und da scheint mir sogar noch ein Felsen der geronnenen Zwangsjade zu hängen.

Aber, wie schon bemerkt, ich bin nicht ganz unteilnehmend, es ist zu viel Hundstagszauber in diesem „Hundstagszauber“, und ich zerbröckele mir vergebens den Kopf, wie ich ihn herausbringen soll, um wieder Herr meines klaren Urteils zu werden.

Am Beginn des neuen Jahres ist auch der Gottische Mäzenatmann, herausgegeben von Otto Braun, für das Jahr 1898 in neuem, partem Seidengewande erschienen. Der Inhalt entspricht seinen Reizen: bühliche Bilder, Novellen, dramatische Szenen, Sittenbilder, Gedichte, wie sie einem ästhetischen, nicht gerade ertarraganten Geschmacks behagen. Max Hausdörfer steht unter der ersten Erzählung „Scharke“, einer Liebesgeschichte, die im modernen Prag spielt und ein tragisches Ende nimmt. „Eignes Leben“ von Ernst Muelkenbach läßt uns die Bekanntschaft eines jungen Herrn machen, der, der Enkel eines berühmten Mannes, sich durch den großzügigen Rufm in eignen Wollen und Handeln bekennt fühlt. Erst durch den verhängnisvollen Jauch eines Fremden, den der Zufall auch noch zu seinem späteren Schwiegervater auferstehen hat, wird er zu einem thätkräftigen und erfolgreichen Selbstleben geweckt. Am besten aber hat mir das Märchen „Der Saccaros Wunderhorn“ gefallen. Dieses Wunderhorn mit für jede Krankheit den rechten Arzt herbei, sein Besitzer darf aber nur ein einzigemal hineinblasen. Der Wille sicher, idest er sich nicht vor Fieber und Pest und bleibt gesund, bis den lust Hundertjährigen am Ende doch schwere Krankheit erfaßt. Er stirbt in sein Horn, und der Arzt ist da — der Tod!

Louise Dumont.

Dem Deutschen Theater in Berlin steht ein großer Verlust bevor: Agnes Sorma tritt in kurzem aus dem Verbande dieser Bühne, um an der Spitze einer von ihr zusammengestellten Troupe ein künstlerisches Wanderleben zu beginnen. Das Direktor Prahm weiß, wie viel der Verlust dieser Künstlerin für ihn bedeutet, hat er geneigt, in dem er die härteste Individualität unter den Bühnenkünstlerinnen der Gegenwart, Louise Dumont, auf Jahre hinaus für das Deutsche Theater verpflichtete. In Sidermanns „Dokannes“ werden die beiden Künstlerinnen, die scheidende und die kommende Trägerin des Repertoires des Deutschen Theaters, noch nebeneinander, Agnes Sorma als „Salome“, Louise Dumont als „Herodias“ in seiner Vespredung der ersten Aufführung des Stückes nannte Fritz Mauthner die letztere lutz, hübsig und treffend, wenn auch ein wenig kurzschick: „ein Staatsweib!“ Man kann Frau Sorma entsägend, hütrehend, bejanernd, anmutig und sehr vielseitig finden, aber der Verurteilung, sie „ein Staatsweib“ zu nennen, wird niemand erliegen. Das charakterisiert den Unterschied zwischen den beiden ganz verschiedenartigen künstlerischen Individualitäten, es giebt auch zugleich einen Fingerzeig, nach welcher Richtung hin sich das Repertoire des Deutschen Theaters durch den Verlust von Agnes Sorma und durch den Gewinn von Louise Dumont verziehen wird. Louise Dumont ist die geborene Heroine; die jede Seelenregung widerprügende Jüge, die jugendvolle Erscheinung und ein wundervolles Organ prä-

definieren sie für die Wiedergabe starker Leidenschaften. Aber sie ist keine Schülerin der großen Tragödiinnen einer in ihrem Stil abgeschlossenen hinter sich liegenden Darstellungsepoche, der Fiegler, Wolter, Ulrich und anderer großer Namen. Ein harter Verstand und ein ganz ausgeprägtes modernes Empfinden beleben in erster Linie die von ihr dargestellten Rollen, und niemals drang eine Künstlerin so tief in das Seelenleben einer Hebbelschen Judith und Jentherer Frauengestalten ein wie sie. Die schöne Sprache, die plastische Pose sind ihr nur Mittel zum Zweck der Darstellung, niemals Endzweck. Dieser Endzweck heißt ihr volle, ergreifende, ungelinkelte Lebenswahrheit! Der Stuttgarter Bildhauer Karl Donndorf jr., ein Sohn des Professors A. v. Donndorf, der die von uns im Bild wiedergegebene Büste der berühmten Künstlerin modellirte, hat die schwierige Aufgabe, diesen Kopf mit seinem schnell wechselnden Gesichtsausdruck festzuhalten, mehrheitlich gelöst. Der Künstler hat die Büste polichrom behandelt; den Hintergrund mit den Symbolen des Künstlerlofes, dem Lorbeer und dem Dityelzweig, in graugrüner

Freundlichkeit. Regen Geistes und von umfassender Bildung, bringt die Prinzessin den schönen Künsten lebhafteste Teilnahme entgegen, und in einer derselben, der Malerei, befaßte sie selber eine schöne Begabung. Und wie heutigtags viele Maler zum Selbsthatten wirkungsvoller Motive die beherrschende Schwester ihrer frei schöpferischen Kunst zu Hilfe rufen, so ist Prinzessin Pauline eine gemachte Amateurophtographin, deren Aufnahmen mit den besten Erzeugnissen dieser Art wetteifern können. Von den hervorragenden Leistungen der erlauchten jungen Künstlerin nach beiden Richtungen geben wir heute einige Proben.

San Martino della Battaglia, das M. Zeno Diemer auf seiner Zeichnung vorführt, bildet den Mittelpunkt des weiten Hügellandes, das sich südlich vom Garbale zwischen Beschiera und Delenzano einerseits und Gulloga und Sollerino andererseits hinzieht. In den fünfziger und sechziger Jahren war dies Gelände wiederholt der Schauplatz heifer Kämpfe zwischen den Oesterreichern und den Italienern, und namentlich die beiden letzten Kämpfe sind mit blutigen Lettern in das Buch der Geschichte eingeschrieben. Der italienische Staat ließ vor wenigen Jahren auf dem Gräberhügel von San Martino als Monument für die Gefallenen einen 74 Meter hohen Turm errichten, der innen durch viele Stokwerke hinauf mit Schladtenbildern ausgeschmückt ist. Eben bietet sich eine herrliche Aussicht auf den Garbale dar. Der Turm liegt inmitten eines großen Spreßelhains, der zugleich Soldatenfriedhof ist.

Die wilde Erregung, welche die erneute Erörterung des Falles Trentus in Frankreich hervorgerufen, hat ihre Wogen auch nach Algierien hinübergeschlagen, und in verschiedenen Städten dieses Gouvernements, namentlich in der Hauptstadt, ist es zu argen Ausschreitungen gekommen. So bieten die Bilder aus Algier, die wir heute vorführen, eine Art aktuellen Interesses dar. Die Hauptverlesernden der Stadt laufen vom Gouvernementsplatz aus, auf dem sich vor der Moschee Dschama el Hedschid die Reiterstatue des Herzogs Ferdinand von Orleans erhebt, des ehemaligen französischen Kronprinzen, der 1842 in Paris durch einen Sturz aus dem Wagen sein Leben lam. An der Südwand der Stadt erstreckt sich, an das arabische Dorf Maktapa sich anschließend, die gleichnamige Villenkolonie, in der der Generalgouverneur seine Sommerresidenz hat. Eine Straße aus dem modernen Viertel, westwärts aus dem alten maurischen Teile und eine Ansicht aus den letzten Ausläufern der Vorstadt geben die andern Abbildungen wieder.

Schach.

(Beachtet von C. Schallapp.)

H. Sch. in Berlin. In Ihrem Wochenschrift in Nr. 8 lesen wir nach Ihre Seite einer Scherung. Sie betrachten wiederum nur einen einzigen Zug von Schwarz (Kd3—f4) und lassen die 7 andern, die ihm zur Verfügung stehen, außer Betracht. Auch ist es das nicht zutreffend, daß die König und Dame verwehrt. H. v. S. in Berlin. Warum soll der König (nach 1. Kg2—g3 Kd3—d4, Kg1—e2) kein Loh nicht schlagen? Was aus es ist ihm kein Zug zu verlesen. Wichtige Lösung zu Nr. 4 ging ein von H. Schall in Braunsberg (Pomm.).

Partie Nr. 10.

Geht durch Briefwechsel (mit beidseitiger Abschrift) vom 12. April bis 2. September 1896.

Zweispriugerspiel im Nachzug.

Weiß: J. Sedmann, Nierenhof bei Bungenau (Hessenl.). Schwarz: P. Sedmann, Ulgen.

1. e2—e4	e7—e5	24. Dd7—a5†	Kd8—c7
2. Ng1—f3	Nb8—c6	25. Dd8—a5†	Kc7—b8
3. Lf1—c4	Sg8—f6	26. Dd5—d5	LdXg3
4. d2—d4†	c5Xd4	27. Tf7—f7	Td8—e7
5. e2—e3†	Sf6Xe4	28. Tf1—f1	e5Xd4†
6. Ld4—d5	f7—f5	29. Kd1—b1	e5—e4
7. 0—0	Sd6—e7	30. Tf7—f6†	Td7—e8
8. Ld5Xc4	e5Xc4	31. Td5—h5	Td5Xh5
10. Ld1—e5	Sd7—f5	32. Dd5Xc6	Dd7—e6
11. Sd1—d2	Lf8—d6	33. Dd1Xc6	b7Xc6
12. Sd4—f5	Ld6—f5	34. Kh1—g2	g4—g5
13. g2—g3†	Dd8—d7	35. Tf1—h1	Td8—g8
14. f2—f3	0—0	36. h2—h4	Kh8—h7
15. Dd1—e2	h7—h5	37. Th1—a1	d6—d5
16. e2—e4	h5—h4	38. a4—a5	Kf7—e6
17. Ld3—f4	Td8—e8	39. Ta1—d1	Ka6—b5
18. f3Xe4	g7—g5	40. Th1—a1	e5—e6
19. Lf5Xg6	e7Xg6	41. b4Xc5	Kb5Xc5
20. Dd2—d2	Ld5Xc4	42. a5—a6	Kc5—b6
21. Ta1—e1	Dd7—h3†	43. a6—a7	Kb6—b7
22. Sd2Xc4	e5Xc4	44. a7—a8†	Td5Xa8
23. Dd2Xa7	Dd3—d7	45. Ta1—b1†	Kc7—e6
		46. Kd2—g3	Ta8—h8

† Diese Spielzüge ist gut, wird aber hier nicht richtig weitergeführt.

‡ Damit bleibt Weiß am einen Bauern in Sachtel. 3. 0—0 ist die richtige Fortsetzung.

§ Dies Spielziel die weiße Königstellung; aber Schwarz hat ohnehin bereits das Lohergewinn.

¶ Schwarz giebt dem Bauern vorübergehend wieder auf, erhält aber namentlich eine vorzügliche Bauernstellung mit harem König.

‡ Diese etwa 30. Tf7Xc6 Dd5Xc6 Tf1—e7, h einzig g4—g5! (32. Tf7Xc7 g3—g2! mit harem Bauern, लग्न. 32. Tf7—f1 Dd7—f5 und 0 weiter).

§ Dieses besser vor hier 44. Ta1—a5! doch erzieht 44—45! am besten mit Td8—e8 (45. Td5Xc5 Td5Xc5) 45. Ta8—ad d5—d4! den Sieg.



Louise Dumont. Modelliert von Karl Donndorf jr.

Lösung, von der sich die drei Barzen am Sockel in Bronze abheben, während der gelich getönte Kopf mit dem dunkleren Farb sich scharf auf Goldgrund markiert. Nach Fertigstellung einer Büste der verstorbenen Großherzogin von Sachsen wird der junge Künstler, von dessen genialer Begabung bereits die von dem Marcom der bildenden Künste in Stuttgart angekauft Statue eines henden Jünglings, die Büsten des verstorbenen Großherzogs von Sachsen, der Professoren Sieg in Jena und Faust in Stuttgart und andre Arbeiten ein glänzendes Zeugnis ablegten, für einige Zeit von Stuttgart nach Paris überfiedeln. Otto Preuß.

Zu unsern Bildern.

Dem König Wilhelm II. von Württemberg, der am 25. Februar dieses Jahres auf fünfzig Lebensjahre zurückblickt, ist der männliche Erbe bisher verjagt geblieben, aber der Sonnenschein, der mit Rinderlegen das Haus des Fürsten wie des schlichten Pärgers erfüllt, ward ihm doch zu teil mit seiner Tochter erler Ehe, der Prinzessin Pauline von Württemberg. Die Prinzessin, am 19. Dezember 1877 geboren, verlor in zartem Alter ihre Mutter, die Prinzessin Marie zu Waldeck und Vermont, aber in der Prinzessin Charlotte zu Schaumburg-Lippe, die König Wilhelm — damals noch Prinz Wilhelm — im April 1886 als Gemahlin heimführte, fand sie eine zweite Mutter, und wie das Verhältnis zwischen Vater und Tochter das denkbar innigste ist, so verbindet auch die Prinzessin Pauline und die Königin Charlotte herrliche Bande der Liebe und

Abdruck aus dem Inhalte dieser Zeitschrifts wird herzlichlich verfolgt. — Dramatischer Redakteur: Ernst Schürer in Stuttgart. — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart. Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten.

Leber Land und Meer

N^o 22.

— Aus Zeit und Leben. —



Governmentplatz mit der Reiterstatue des Herzogs Ferdinand von Coisani und der Wolke Tichama el Tichbid.



Orientalmir Mahappa.



Wimmen bei Algier.



Moderne Straße.



Maurische Straße.



Maurische Straße.

Bilder aus Algier.

Nach Momentaufnahmen von Hans Gaertner in Troughs-Ferru.

1898 (Bd. 79).

Jahrgang 22 Nummer — 14.

